



Athenaeum jr 1799 dl 2-2 : eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel

<https://hdl.handle.net/1874/44796>

A t h e n a e u m.

Zweiten Bandes Zweites Stück.

I n h a l t.

- I. Die Kunst der Griechen. Elegie an Goethe
von W. Seite 181.
- II. Ueber Zeichnungen zu Gedichten und John
Flaxman's Umriffe. Von W. 193.
- III. FIFTER Gesang des rasenden Roland; nebst
einer Nachschrift des Uebersetzers an
L. Tieck von W. 247.
- IV. Notizen. 285.
-

I.

Die Kunst der Griechen.

An Goethe.

E l e g i e.

Kämpfend verwirrt sich die Welt, und neue Verhäng-
nisse stürmen

Dir, Kunsthegendes Land, Hellas geliebteres Kind,
Dunkel heran; es versinkt in neuen Flammen Korinthus,
Und der Proconsul häuft wieder in Schiffe den
Raub,

Stolz den Ersatz gebietend; gefesselte Geniuswerke
Führt barbarischer Pomp wiederum auf in Triumph.
Du indessen enthüllst, der Hellenischen Muse Gewelhter,
Mit still deutendem Sinn, Goethe, manch Wunder-
gebild,

Wie es emporstieg einst in dem Geist prometheischer
Männer;

Ruhig beschwörend den Wahn, welcher nur gafft und
verkennt.

R

Dir entringeln die Schlangen um Illons Held und die
Knaben

Ihre Gewinde: wir sehn, wie die bewaffnete Kunst
Zögernd der Götter Gerichte vollführt; die schonende
Hand goß

Linde der Anmuth Del über den duldbenden Stein.
So hebt Nioke dort die verstummenden Blicke zum
Himmel,

Groß gewendet; ihr haucht um den geöffneten Mund
Heilige Charis, die zürnet und fleht; ach, wenn sie er-
starrt noch

Sah Latona so schön, mußte, zu spät, sie verzeihn!
Leih den Gestalten dein bildendes Wort; aus verbrüder-
tem Geiste

Freundlich zurückgestrahlt, spiegle sich Kunst in der
Kunst.

Was der Genius hegt, der schirmende, wohnt in dem
Frieden

Einer göttlichen Brust frey von der Erde Gewalt.
Da verwahrest du sicher, was gern dir Ausonien zeigte,
Flüchtend vor der Gefahr wählt' es ein reines Asyl.
So bewahrte die Erd' einst diese Zeugen der Vornwelt
Sorgsam im Schooße, sie hielt Keime lebendig ver-
steckt

Wiedergeborener Kunst und Begelstrung: endlich er-
stand sie,

Aus der unteren Welt Tiefen dem Leben und Licht,
Froh zu der Mutter Umarmung, die längst verlorene
Tochter.

Mancher Künstler verstand jenes Heroengeschlechts
Unvergängliche Sprache, die Götzen wurden zu Göttern,
Und den Bestätigten ward freye Verehrung geweiht.

Glücklich, wenn noch in dem Staube was ruht, was
Phidias kühn schuf,

Was Polykletos mit Maß; über dem Haupte hinweg
Geht die Verheerung ihm: nicht stürzende Besten er-
drücken's,

Und es erblüht dereinst einer beruhigten Welt.
Hat der zürnende Berg in alten Gluten des Ab-
grunds

Nicht Pompeji bedeckt und den Herkulischen Strand?
Doch, vom feurigen Regen verschont, und den flutenden
Felsen,

Stieg unalternd ein Bild häusliches Webens empor.
Zwar auch dleß nur ein kleines, doch ist es ein werthes
Gedächtniß:

Alles, bedeutungsvoll, lehrt, was die Zeiten geraubt.
Lehnt der befreundete Seher der Alten ja selbst an der
Säule

Sturz wehmüthig, und tritt ernst auf zertrümmert
Gebälk.

Dem er gleichet dem Manne, der kaum entronnen dem
Schiffbruch

Schätze verlor, und klimmt nackt die Gestade hinauf.
Nur am Finger ein Ring blieb sein, den gab die Geliebte,
Und so dünkt er sich reich, schauet ihr Zeichen
nur an.

Ach, wie dämmernder Schimmer erloschener Herrlichkeit
folgt uns!

Jenes volleren Tags Glorie träumen wir kaum.
Auf Eilanden umher, an viel durchschnittenen Küsten
Blühend verbreitet und reich, wohnte das regsame
Volk

Athen an und Aegyptus, und schuf Welttheile zu Hellas:
N 2

Denn den eignen Beruf übt' es, wohin es nur
kam.

Wo der versengte Räuber sein Zelt in ein wechselndes
Sandmeer

Pflanzt, wo jetzt das Kameel schmachtet nach arm-
lichem Trunk,

Sprudelte Phöbos Quell, da schattete süß Aphroditens
Garten: Kyrene, dein Haupt, fruchtbar und Wagen,
berühmt.

Zeus Wettkämpfe, sie riefen herbey wie entlegene
Länder!

Rosse Sikulischer Nu'n stampften Olympia's
Bahn;

Und Alpheos, in Liebe zur Nymph' Arethusa sich tau-
chend,

Trug den heiligen Staub nach Syrakusä zurück.

Nicht die jubelnde Menge nur zeugt dem Ruhm der
Athleten:

Seht, es bevölkern den Hain Schaaren der Sieger
aus Erz!

Wer mit den Rädern das Ziel umdonnerte, wer in dem
Faustkampf,

Mit Wurfscheiben gestiegt, ringend, im Sprung', und
im Lauf,

Alle zu opfern, wo Dorisch Gesäul ein würdiges Dach
trägt,

Dessen Giebel des Siegs Botin sich golden ent-
schwingt.

Drinnen thront er; ihn selbst, der Menschen Vater und
Götter,

Schmücket des Oelbaums Blatt, wie es den Käm-
pfer belohnt.

Horen und Chariten schweben im Nelken um des Ewigen
Scheitel,

Tief an des Schemels Rand wählt Amazonen-
gefecht.

Ruft den Glücklichen aus, dem Zeus den unsterblichen
Kranz beut,

Unter der Flöten Getön, stimme sie, Mndaros, an,
Lieblicher Mund des Ruhmes, die Leherbeherrschenden
Hymnen!

„Wem zu sterben verhängt wurde,“ so rauschet ihr
Pfeil,

„Warum saß er daheltn, unrühmliches Alter zu nähren,
Alles Schönen beraubt? Auf, und das Schwere
versucht!

Das war Pelops Wort, als einst er die Lanz' Denomars
Meldend, auf eben dem Plan Hippodamia ge-
wann.“

Ach! mich täuschte dies Bild, von vielen nur eins, hin-
gaukelnd

Festliches Leben; es floh! seufzet die Oede zurück.

Aber entrisßen dem irdischen Sitz, umbhauche der Welt
uns,

Ewig gilt sein Gesetz, licht wie die Sonn' und ge-
helm.

Nicht vor die Tugend allein ward Schweiß gestellt von
den Göttern,

Keinere Schönheit auch wohnet auf einsamer Höh.

Enge windet und steil sich der Pfad hinan zu der
spröden,

Aber an üppigem Hang gleitet Entartung hinab.

So stieg Hellas Kunst, die gleich der Lakonischen Jung-
frau

Starkt die Glieder geübt, eh sie der Liebe gedacht.
Einfach ruhte des Doriers Säul', in Ionischer Weich-
heit
Wand sich ihr Knäuf, Korinth krönt ihn mit blättri-
gem Schmuck.
Wann sie das Ziel erreicht, beharrten sie; Lehren der
Nachwelt
Spricht die gebietende Form, ob an der Urne sie
sey,
Ob am mächtigen Bau: im Schutt zerrissener Trümmern
Stehet die Ordnung fest und der Verhältnisse Maß.
Als der gemahlten Tafel noch wenige Farben genügten,
Purpur noch Indisches Blau blüht' an der kostbaren
Wand,
Heiterte erst Polygnotos den alten Ernst der Gestalt auf;
Lächeln verhieß, wie des Tags Röthe, Bewegung
und Reiz.
Zeuxis sammelte wählend die unverschleyerte Schönheit,
Herrlich baut' er den Leib, aber die Seele noch
schweig.
Eisernen Umriß zog Parrhasios; fliehende Gränzen
Lockten das Auge sich nach um das gerundete Bild.
Sinnvoll barg und verrieth noch mehr als er zeigte,
Timanthes,
Leid und das tiefste Gemüth rief Aristides hervor.
Allzubescheldene Hand des Protogenes! immer noch
weilend
Am Vollendeten selbst; leichteren Schwung und
Vertraun
Lehrt' ihn der Mahler von Kos, dem vor den bewunder-
ten Meistern
Humuth, jedes Bemühns Blüthe, sich eigen ergab.

Ach, wo blieb, Apelles, dein blickender Gott Alexandros?
Und der Gesellin Bild, welches sie selbst dir erwarb?
Die du behende den Wellen enthobst mit träufelndem
Haar noch,
Welch aufstobendes Meer schlang uns die Göttin
hinab?

Bist zu zart war die Kunst, die im Zauberneze den
Schein hascht,
Unerdrückt zu bestehen Lasten vernichtender Zeit.

Niß ja doch, aus härterem Stoff erschaffen zum Denkmal,
Ihrer Schwester Gebild' auch die Vergänglich-
keit hin.

Ob sie schon ernst und gewaltig aus Phidias Haupte her-
vorsprang,
Pallas Athene, die Brust Gorgogeharnischt, be-
helmt

Mit jungfräulicher Sphinx: doch mußte des sterblichen
Vaters
Tochter ihm nach in die Gruft, welche nicht Himme-
lichen zient.

Damals foderte Dienst vom Köstlichen, jugendlich stolz
noch

Wählend, des Bildners Kunst; kleidete, sicher des
Stegs

Ueber den prahlenden Stoff, die Riesengestalt ins Ge-
schmeide

Goldes und Elfenbeins: unter der Stirn Majestät
Blickt ein edles Gestein die gebietenden Blicke der
Göttin.

Aber die irdische Pracht rächte zerstörend sich bald.
Zwar auch vieles verging, aus dem Kern der Parischen
Klüfte,

Oder aus Einem Strom Erzes, bescheidner geformt.
Nicht mehr lernt die Natur vom lebenden Maas Poly-
kletos,

Das er ihr selbst entwandt, Glieder harmonisch zu
baun.

Well von Alkamenees Hand dir obgestegt Kytherea,
Zürnst du länger nicht mehr, Nemesis Agorakrits.
Schwärmt sie noch wo, die Bacchante, die Skopas, nicht
Bacchus, begeistert?

Sendet noch Cros, der Gott, der den Praxiteles
hieß,

Wie er ihn fühlt', ihn bilden, mit Phryne Meister des
Meisters,

Lächelnder Schönheit Pfell in der Beschauenden
Brust?

Wo wellt Myrons Kuh der Heerd' und dem treibenden
Hirten?

Und wo bäumt sich als Roß schnaubend, Lysippos,
dein Erz?

Wer entschürft noch Lesbischen Thau der getriebnen
Phiale,

Mentors redendem Werk, zierlich umlaubt von
Alkanth?

Frage das Schicksal nicht, warum es so herbe ge-
waltet:

Troßiger Willkühr Spiel übt' es, auch wann es
geschont.

Gleich Sibyllischen Blättern verweht, oft halb nur ver-
nommen,

Tönt herüber zu uns Graisscher Hauch, Poesie.

Sänger gabs vor Homeros, wie Tapfre vor Held Aga-
memnon,

Doch die Vergessnen drängt herrlich der Eine zurück.
Niel' auch kamen nach ihm, doch überlebt sie der Alte.

Jener gesellige Chor, welcher die Lyra bespannt,
Als sich die Freyheit regt' und der schwellende Muth in
den Bürgern,

Hält Wettspiele nicht mehr, glühend in Lieb' und
in Streit.

Krieger und Säng'er zugleich, und auch als Säng'er noch
Krieger,

Stürmt' Archilochos hin: aber sein Jambengeschoß
Brach ihm die Zeit; Minnermos verklagt die enteilende:
Schmelzend

Ward in des Reicheren Mund Jugendgenuß Elegte.
Alkman rühmt' umsonst sich Gastfreund Sparta's; um-
sonst auch

Trug Stesichoros Lied großer Heroen Gewicht.
Ibykos ras'te vor allen in wirbelnden Flammen der Ky-
pris;

Süßer Anakreon, dich traf mit betäubendem Bell
Eros, daß du gehoben wie vom Leukadischen Felsen
Nieder ins wogende Meer taumeltest, Liebeberauscht.
Aber das holde Verlangen, das allen thaut' in dem
Busen

Athmet nicht mehr: der Duft floh mit dem Lenze
dahin.

Ewig ist sie verstummt, Alkaios Aeolische Muse,
Folgte sie gleich zur Schlacht, trostete Tyrannen mit
ihm.

Sappho führte den Kelch, geschmückt mit Pierischen
Rosen,

Lesbos Wonne, zu der oft mit dem Taubengespann
Daphnia kam, und kostete mit ihr, vom himmlischen Antlitz

Lächelnd: doch Hades Netz birgt den melodischen
Geist.

Hell dem Netter Apollo! Der Attischen Bühne Vollender
Seh' ich Epheubekränzt; rüstig auf hohem Rothurn
Schreitet der Kühne voran, der, grauser Verhängnisse
Spindel

Rollend, aus alter Nacht rief der Erinnyen Schaar.
Daß er der ländlichen Satyrn noch spottete! wie sie Pro-
metheus

Fenerbringend gewarnt: „Nähre nicht, Vock! denn
es brennt.“

Dir auch opfern wir froh, gesegneter Grels von Ko-
lonos!

Raubte die Zeit dir gleich viel von den Gütern
hinweg,

Führen dich doch zwey Töchter, Antigone stets und
Elektra,

Bis du im heiligen Hain sterblichen Augen entgehst.
Treibt Aristophanes gaukelnd ein Heer muthwilliger Larven
Ueber den Schauplaß hin: dennoch entbehren wir
dort

Jenen Erfinder des Spleß, die Dorische Stimm' Epi-
charmos.

Nur in Sprüchen noch lehrt, einzeln, der sittige
Scherz,

Dem vertrauend Menandros, der Spätling Athenischer
Humuth,

Glykera's üppiger Freund, leiser die Szene betrat.
Wem Dionysos mit trunkener Wuth die Seele durch-
bligte,

Den gab Pythios frey jedes Gesetzes, und so
Tanzelten festlich entzückt im Flötengeton Dithyramben.

Ruf, Melanippides, denn! oder Timotheos, du!
Stirge denn Orgeln vor, Philoxenos! Schweiget die
ganze

Purpurbekleidete Schaar? Brausen die Becher nicht
mehr?

Römischen Nachhall nur vernehm' ich vom zarten Ge:
föse,

Das Philetas ergoß, wann, wie des Bachs La:
byrinth

Terrend und wiederkehrend, der weiche Pentameter fort:
zog;

Und Kallimachos auch buhlt in des Umbriers Lied.
Der süßzaubernd die Dichter bestrickt in Lieb' und die
Welsen,

Hermestianax! schweigen doch alle von dir.

Aber wir klopfen umsonst an der Vorwelt eiserne Pforte;

Keiner, den Hermes Stab rührete, kehret zurück.

Nur Traumbilder entfattern von da und Schattenge:
stalten;

Scheucht auch die nicht fort! laßt sie uns Ganten
seyn!

Vorwärts strebe der Sinn! Erschafft selbständiges Mu:
thes

Ueber den Trümmern neu schönere Welten der
Kunst!

Alleset die Sprach' uns nicht, von selbst Melodie, von
der Lippe,

Wlegt kein südlicher Lenz, über dem Muttergefilde

Behend, uns leicht durchs Leben: so gab uns strenger
Erzognen

Doch den unendlichen Trieb spielender Freude der
Gott.

Du vertraut' er, o Goethe, der Künstlerweihe Ge-
heimniß,

Daß Du im Heiligthum hütetest das Dichtergesetz.
Lehre denn dichtend, und führe den Weg zum alten
Parnassus!

Wie? Du schwindest dem Blick höher empor zum
Olymp?

Wie einst Eos den Liebling, so nimmt im geflügelten
Wagen

Liebend die Muse Dich auf, doch sie entreißet Dich
nicht.

Schwebend über den Werken der Sterblichen, streuet sie
Rosen

Aus dem Gewölk, des Tags holde Verkündigerin.

II.

Ueber Zeichnungen zu Gedichten

und

John Flaxman's Umriffe.

Nichts ist gewöhnlicher unter uns als Kupferblätter und Blättchen zu Gedichten, besonders zu Schauspielen und Romanen, theils zu den Ausgaben derselben, theils zu Taschenbüchern in den kleinsten Formaten. In solchen embryonischen Geburten erschöpft sich die Kunst, und bringt selten etwas reiferes und ausgewachsenes hervor. Dieser Geschmack ist wohl schwerlich irgendwo so herrschend geworden, und hat sich zu einer Art von System ausgebildet, als in Deutschland. Den Italiänern liegt ein größerer Maassstab für Kunstwerke zu nahe, als daß das Zwerghafte und Kleinliche viel Eingang bey ihnen finden könnte. Die Engländer haben die Verzierung mit Kupfern, wie überhaupt den typographischen Luxus, mehr ins große getrieben, und be-

stechen wenigstens durch mechanische Sauberkeit und Eleganz das Auge.

Aber wer wird unsern Kupferblättchen eine so verwerfliche Absicht Schuld geben, schändlich wie sie meistens hingekragt sind? Dann die ungünstige Oktavform. Skizzen darin zu machen, wäre ein gutes Studium zu solchen Altarblättern, wo der Maler wenig Breite hat, und in eine unverhältnißmäßige Höhe gehen muß. Und endlich: was stellen sie gewöhnlich zur Schau? Figuren und Szenen, die einem gebildeten Menschen in der Wirklichkeit sehr gleichgültig seyn müßten, oder denen er gern aus dem Wege ginge, wenn es wegen ihrer unendlichen Alltäglichkeit nur möglich wäre. In der That, es wird darauf gerechnet, daß bey weitem die Meisten, für welche diese Arbeiten bestimmt sind, in ihrem Leben kein ordentliches Kunstwerk gesehen haben: denn wie wohl manche Stadt Deutschlands herrliche Schätze der Kunst verwahrt, so reisen die Deutschen doch selbst in ihrem Vaterlande zu wenig, um diese Gelegenheit zu benutzen. Wie müßte einem zu Muth werden, der in seiner demüthigen Abgeschlossenheit jenes Gefirzel in den Almanachen immer für die edle Zeichen- und Malerkunst gehalten hätte, und auf einmal in eine Gallerie, oder auch nur in ein Zimmer voll großer und schöner Kupferstiche träte. Aber soll nicht Kunstsinne und Kunstliebe einstweilen durch kleine Reize angeregt werden? — Der dürftige Bücherzierrath ist dazu ungefähr eben so tauglich, als Heiligenbilder, aus Marzipan gebaeken, die Kinder zur Religiosität vorzubereiten.

Das ist die eine Seite der Sache: aber wenn man bedenkt, an was für Bücher und Dichtungen (wenn sie so heißen können) die Zeichner der Kupferstiche größtentheils gebunden sind, so wird man sie nicht nur entschuldigen, sondern finden, daß sie die traurigsten Aufgaben oft mit ungemeiner Geschicklichkeit ausgeführt. Menschenkenntniß, Psychologie und Moral waren die herrschenden und anerkannten Prinzipie, besonders des Romans. Neuerdings hat es verlauten wollen, die Poesie wäre eine schöne Kunst, und die Romane gehörten so zu sagen mit zur Poesie. Da sind nun manche Beurtheiler in Verlegenheit, die jene alte Lösung des Lobspruches nur noch in den Bart hinzumurmeln wagen, und doch schlechterdings nicht wissen, was an einem Roman zu loben seyn kann, wenn es nicht die Menschenkenntniß, die Psychologie und die Moral ist. Auch giebt es noch viele edle Gemüther, die den unnützen Genuß des Schönen und Geistreichen entweder für sündlich halten, oder gar keinen Begriff davon haben. Was blieb also den Zeichnern übrig, als mit den Schriftstellern in ihrer eignen Gattung zu wetteifern? Und welche Wunder von Psychologie haben sie in den engsten Raum zusammengedrängt! Einem zollhohen Figürchen konnte man seine ganze Erziehung ansehen, alles was es im Leben gethan und gelitten hatte. Hier konnte man recht eigentlich sagen, daß die geheimsten Triebfedern der menschlichen Seele auf der Breite eines Haares schweben. Zweifelt noch jemand, daß die Tugend glücklich, das Laster aber höchst elend macht? Man hält ihnen ein Taschenbuch entgegen, worin der Kupferstecher die irdische Laufbahn

beyder in einer Folge von Blättchen verzeichnet hat. Nach Art der poetischen wurde eine schreckliche Grabstichel-Gerechtigkeit gehandhabt. Wir haben Kupferstiche zur Clarissa erhalten, wo die alte Kupplerin auf dem Todsbette wirklich schon in ein Meerungeheuer verwandelt scheint. Bloß die Höllenfahrt fehlt noch. Mit Unrecht: denn von allen Argumenten gegen das Laster bleibt das von den höllischen Flammen immer das entscheidendste.

Freylich haben unsre Zeichner bey dieser unkünstlerischen Tendenz eine frühere, ausländische, und also um so ansehnlichere Autorität für sich: ich meyne Hogarth. Die ausschweifende Schätzung dieses berühmten Mannes in seinem Vaterlande darf uns nicht über den wahren Werth seiner Werke verblenden. In England bewundert man hauptsächlich mit Guineen, und wenn nun einen wohlmeynenden Reichen die baare Bewunderung in der Tasche brennt, so ist es nicht zu verwundern, daß er sie rechts und links ohne Urtheil austreut. Ueberdies hat die Englische Nation so wenig große einheimische Talente in den zeichnenden Künsten aufzuweisen, daß sie auf die wenigen natürlich einen desto stärkeren Nachdruck legt. Sein künstlerisches Unvermögen, seine Blindheit für das Höchste unter dem Sichtbaren, die Schönheit, hat Hogarth selbst durch seine angebliche Zergliederung derselben unwiderleglich dargethan. Man könnte übrigens zugeben, er sey ein ausgezeichnete Kopf gewesen, und ihn doch für einen herzlich schlechten Mahler halten. Der geistvolle Walpole, der, bey aller Vorliebe für Hogarth, sehr wohl einsah, wo es ihm fehlt, scheint ihm

noch zu viel zuzugestehen, wenn er ihn mehr für einen Komödienschreiber mit dem Pinsel als für einen Mahler angesehen wissen will. Komödien sollten lustig seyn. In Hogarth's Bildern ist alles häßlich und unpoetisch, oft die ekelhafteste Anatomie moralischer Verwufung. Keine leichte Socialität, nichts von jener absoluten Willkühr, die den darstellenden Geist über die Unsittlichkeit und Niedrigkeit des Dargestellten in eine reinere Region erhebt, und die scherzende Frechheit der alten Komödie so erhaben macht. Man erklärt uns mühsam alle Absichten und Anspielungen, man weist uns mit Fingern darauf hin, damit wir es auch ja merken, was hier zu bewundern ist. Ich für mein Theil, wenn ich Wiß besäße, und zwar solchen, der nicht erst durch einen Vorfaß herausgedrückt zu werden braucht, sondern eine überströmende Ader, die sich in gleichsam elektrischen Schlägen ihrer Fülle entledigt, so wollte ich ihn schon besser anwenden, als zu einem weitläufigen Kommentar über die schwerfällige satirische Prosa des Engländischen Malers. Doch das Kommentiren haben die Deutschen nun einmal in der Art, selbst die witzigen.

Hogarth wurde Vorbild und zum Theil Quelle für die unzähligen Karikaturenzeichner, die sich vor dem Fehler der moralischen Zwecke ziemlich zu hüten wissen. Da sie für die Volksbelustigung arbeiten, so bemühen sie sich bestens komisch zu seyn, und wenn das Behagen an eigener Laune dazu hinreichte, wären sie es auch gewiß. Leider sind aber ihre Ausgeburten größtentheils plumpe Einfälle mit plumper Hand ausgeführt: man muß eben den Ergößlichkeiten des Geistes nur zur Erleichterung

der Verdauung obliegen, um sie witzig zu finden. In Frankreich erzeugte zu Anfange der Revolution die damals noch herrschende Anglomanie ebenfalls Karikaturen; ich erinnere mich einiger, die von Seiten des Einfalls leicht die meisten Englischen aufwiegen mochten. Ich bin nicht unterrichtet, wie weit dieses Feld der politischen Betriebsamkeit seitdem angebaut worden, oder ob die große Republik auch von dieser Seite noch nicht liberal genug ist, um sich selbst zum Besten zu haben. Fast sollte man das letzte glauben, da ein Journal, das uns mit feuerfarbner Unpartheylichkeit berichtet, was in den beyden Hauptstädten Europa's vorgeht (mitunter auch, was dort geklatscht wird), meistens nur London'sche Karikaturen auf Deutschen Boden verpflanzt und à la Hogarth kommentirt.

Bei den Zeichnungen zu Dichtern sind die Engländer in den neuesten Zeiten aus der Hogarthschen psychologischen Gattung in das entgegengesetzte Aeußerste gegangen. Flache Manier ist überhaupt das Wesen ihrer modigen Kunst, und Effekt ihr Ziel. Weit entfernt, die Züge zu einem individuellen Charakter hundert Originalen in der Natur abzulesen, haben viele Englische Maler im Sinne und in der Hand nur ein einziges Gesicht, das bloß nach Maaßgabe des Alters und Geschlechts ein wenig modificirt wird, oder auch wenn ein Tyrann vorkommt, der die Augenbrauen stark herunterziehen muß. Wie man versichert, ist die theatralische Darstellung Shakespeares in England jetzt sehr manierirt: aber die Kupferstich-Gallerie zum Shakespeare überagirt wirklich den Akteur. Es giebt auch Deutsche

Sachen in diesem Geschmack. Andern, z. B. den Szenen aus dem Doolin von Rininger und John, thäte man Unrecht, sie anders als mit den besseren Englischen Produkten zu vergleichen.

Im Ganzen bleibt es aber bey der einmal genommenen Wendung, und ich habe die gegründete Klage hören: die Gedichte würden durch begleitende Kupferstiche profaisch; eine Gefahr, wovon freylich die sogenannten beliebten Romane gesichert sind. Aber wie mißglückt es meistens, wenn einmal die Reihe Szenen in die Taschenbücher zu liefern auch solche Dichtungen trifft, die nicht bloß den zärtlichen Herzen gelten. Was soll man dazu sagen, wenn Chodowiecky in Herrmann und Dorothea nichts als Ochsenköpfe und aufgeworfene Nasen sieht? Die Grazien einer gewissen Philine auf dem Sopha scheinen mir an einem ganz andern Ort zu Hause zu seyn, als im Wilhelm Meister; nur daß man selbst in den Winkeln einer verfeinerten großen Stadt noch mehr äußere Anständigkeit erwarten dürfte. Allein ich gestehe gern, darüber nicht kompetent zu seyn: man sollte den Prediger Jenisch befragen, der, wie bekannt, ein eignes Buch über Philinens Philinität geschrieben hat, ob er sie hier getroffen findet.

Auch was die Wahl der Szenen betrifft, sieht man in diesem Fache ganz eingelernte Zeichner nicht selten im Blinden tappen. Einige glauben nicht fehl treffen zu können, wenn sie nur eine edle Handlung wählen. Schon Hagedorn, der sonst im Praktischen so einsichtsvoll ist, giebt diesen Rath, und sucht mit solchen sentimentalischen Grundsätzen dem derben aber wahrhaft künst-

lerischen Realismus der Niederländischen Maler zu begegnen, die sich bey dem Gewühl eines Jahrmarktes, einer Bauernhochzeit, oder eines Strandes, wo Waaren abgeladen werden, um alle großmüthigen Aufopferungen in der Welt nichts kümmern. Und mit Recht! Denn wenn sich eine edle Handlung mahlen ließe, so wäre es eben keine edle Handlung. Die Schwierigkeit, das Eigenthümliche des Gedichtes darzustellen, verleitet andre Male dazu, etwas ganz unbedeutendes herauszugreifen. In einem Taschenbuchsblättchen zu Bossens Luise läuft sie am Arme ihres Bräutigams, um den Kahn zu erreichen, woraus ihnen der Vater zuruft: Ehrbar, Kinder, und sacht! Allerdings, die laufende Atalanta mit dem Hippomenes wäre ein schöner Gegenstand für den Maler: warum nicht auch Luise Blum mit dem Kandidat Walter. Den kleinen Grafen kann man sich als Amor hinterdrein stolpernd denken.

Eigen ist es, daß die Kupferstich-Liebhaberey sich so besonders auf den Roman gerichtet hat. Und nicht bloß unter uns: auch auf Englischen Blättern sieht man Lotte im Werther Butterbrodt schneiden. Bey keiner Dichtart ist doch die Sache so bedenklich, als gerade bey dieser. Daß sie gewöhnlich das Kostum des Tages fordert (ein Umstand, wegen dessen der Dichter sich auch vor allzu bestimmter Angabe der Kleidungen zu hüten hat, und nur das erwähnen darf, was in der Mode ewig und allgemein gültig ist, wie blaßrothe Schleifen, weiße Neglige's, Strohhüte und dergleichen), und daß die so bald veralteten Trachten hernach eine Störung verursachen, ist noch das geringste. Ein Roman könnte

vortrefflich seyn, und keinen einzigen tauglichen Moment für die mahlerische Darstellung enthalten. Es würde hingegen keine sonderliche Tiefe verrathen, wenn sich alles darin sichtbar machen ließe. Gerade das bedeutendste kann oft in der äußern Erscheinung am wenigsten mit Evidenz hervortreten. Der Roman ist bestimmt, die zarteren Geheimnisse des Lebens, die nie vollständig ausgesprochen werden können, in reizenden Sinnbildern errathen zu lassen. Die Poesie schmiegt sich hier vertraulich an die Wirklichkeit an, und haucht ihr eine höhere Seele ein. Es ist nicht mehr die bloße Wirklichkeit, aber sie soll es noch scheinen. Es giebt keine Brücke, die den bildenden Künstler aus seinem Gebiet in den Mittelpunkt einer solchen Dichtung hinüberführen könnte, und so sollte er sich auch für zu gut halten, um an ihren äußersten Gränzen herumzuschleichen.

Wo der Dichter dem Zeichner eigentlich die Hand bietet, wo bestimmter Umriss und Gruppierung für die Fantasie ist, wo sich schöne kräftige Gestalten, nicht von zweifelhafter oder verwickelter Deutung, in idealischem Kostüm entschieden bewegen: da wird der Wink selten verstanden und benutzt. Welch eine Reihe von Bildern ließe sich nach dem neuen Hausias und seinem Blumenmädchen entwerfen! Das Getümmel des Gastmahls könnte von der ruhigeren Gruppe des Sängers und seiner Geliebten eingefasst werden, wie er von ihren Blumenketten umstrickt ihr zu Füßen sitzt; und selbst in dieser Gruppe würde der empfindsame Blick eine Mannichfaltigkeit von Wendungen und Abstufungen sehn, die ohne Wiederholung in mehreren Bildern ent-

faltet werden könnte. Nur auf so gar winzigen Blättchen müßte es nicht geschehen, das versteht sich: von diesen und für diese ist kein Heil zu hoffen, und man möchte sie also nur ein für allemal den Kinderfibern überlassen.

Daß das Gedicht des Zeichners über das Poëm des Dichters nicht vollständig verstanden werden kann, ohne daß man sich an dieses erinnert, ist wohl kein hinreichender Grund, die Gattung ganz zu verwerfen. Ein scharfsinniger Kenner hat vor kurzem auf die so oft vernachlässigte Forderung gedrungen, daß jedes Kunstwerk sich selbst ganz aussprechen soll, und treffend die Wahl solcher Gegenstände gerügt, bey denen grade das, worauf ihre Wirkung beruht, erst von dem Beschauer hinzugedacht und in das Bild hinein gelegt werden muß. Aber die Freyheit, manchen Umstand als bekannt vorzusetzen, auf den er nur anspielen kann, wird doch dem Künstler bleiben müssen, wenn er nicht gar zu enge eingeschränkt werden soll. Ein solcher Kreis von Mythen oder Legenden ist dann als das gemeinschaftliche Gedicht eines Volkes oder Zeitalters zu betrachten, womit man die Bekanntschaft jedem Einzelnen zumuthet. Eben jener Kunstrichter hat den Begriff eines Cyklus von Gemälden sehr belehrend ins Licht gesetzt, und giebt zu, daß in der cyklischen Form Auftritte vorkommen dürfen, die erst durch vorhergehende oder folgende ihre volle Deutung erhalten. Da, wo nicht unabhängige und ausgeführte Werke aufgestellt werden sollen, sondern wo eine Kunst nur einen Theil ihrer Mittel gebraucht, um sich mit einer andern zu verbrüdern, er-

streckt sich die Befugniß natürlich noch weiter. Warum sollte es nicht eine pittoreske Begleitung der Poesie, nach Art der musikalischen, geben können? Je stätiger sie wäre, je liebevoller der Zeichner das Ganze des Gedichts umfaßte, desto kühner dürfte er auch werden, desto mehr sich mit ganzer Seele auf die Seite werfen, wo er reich und mächtig ist, und den Dichter für das Uebrige sorgen lassen. So erhielte man das seltene aber entzückende Schauspiel des Zusammenwirkens zweyer Künste, in Eintracht und ohne Dienstbarkeit. Der bildende Künstler gäbe uns ein neues Organ den Dichter zu fühlen, und dieser dollmetschte wiederum in seiner hohen Mundart die reizende Chiffersprache der Linien und Formen.

Ein Englischer Bildhauer, John Flaxman, hat diese Idee in zahlreichen Sammlungen von Unrissen zu Dante's göttlicher Komödie, zur Ilias und Odyssee, und zu den Tragödien des Aeschylus, mit so viel Verstand, Geist, und klassischem Schönheitsfinne ausgeführt, daß man ihn in seiner Gattung Erfinder nennen, und wünschen muß, er möge bald glückliche und selbständige Nachfolger darin finden. Diese Werke führten mich durch den Gegensatz mit der herrschenden einheimischen Praxis auf obige Betrachtungen. Leider sind sie in Deutschland so selten *), und sollen es nunmehr auch

*) Die Titel dieser Sammlungen, welche ein sehr unterrichteter Architekt, Herr Heine in Dresden, der sie von einer Reise durch Italien mit zurückgebracht, die Güte gehabt hat, mir mitzutheilen, sind folgende: La divina

in Rom geworden seyn, daß ich bey diesem Aufsatze nicht auf Leser rechnen darf, die schon damit bekannt wären. Meine Absicht kann also auch nicht seyn, zum Genuß der Betrachtung einzuladen, die mich so oft im Zauberkreise des Künstlers gefangen hielt, und die einzelnen Kompositionen gemeinschaftlich mit meinem Leser durchzugehen. Ich muß mich begnügen, sie im allgemeinen zu charakterisiren, so viel es sich thun läßt, und meine Bemerkungen über die ganze Gattung mitzutheilen.

Zuvörderst scheint mir für die pittoreske Begleitung eines Dichters der bloße Umriß viel bequemer und brauchbarer als die ausgefüllte Zeichnung. Bey dem ökonomischen Empfehlungsgrunde, daß so viel Arbeit und Kosten erspart werden, will ich mich nicht weiter aufhalten, ob er gleich keinesweges unbedeutend wäre, wenn man in dieser Art etwas erhebliches für die möglichste Verbreitung eines besseren Geschmacks unterneh-

Commedia di Dante Alighieri, cioè l'Inferno, il Purgatorio ed il Paradiso, disegnata da Giovanni Flaxman, Scultore Inglese, ed incisa da Tommaso Piroli Romano. 1793. In possesso di Tommaso Hope, scudiere, Amsterdam. Klein Querfol. 110 Blätter. The Iliad of Homer engraved by Thomas Piroli from the compositions of John Flaxman, sculptor. Rome 1793. Querfolio. 34 Blätter. The Odyssey of Homer engraved by Thomas Piroli from the compositions of John Flaxman, Sculptor. Rome 1793. Querfol. 28 Blätter. Compositions from the tragedies of Aeschylus, designed by John Flaxman, engraved by Thomas Piroli. The original drawings in possession of the Countess Dowager Spencer. Gr. Querfol. 31 Blätter.

men wollte. Wie unnütz wird so manches Buch durch wenige geleckte Blätter in punktirter Manier vertheuert, die man sich im Augenblick müde gesehen hat! Der wesentliche Vortheil ist aber der, daß die bildende Kunst, je mehr sie bey den ersten leichten Andeutungen stehen bleibt, auf eine der Poesie desto analogere Weise wirkt. Ihre Zeichen werden fast Hieroglyphen, wie die des Dichters; die Phantasie wird aufgefodert zu ergänzen, und nach der empfangenen Anregung selbständig fortzubilden, statt daß das ausgeführte Gemälde sie durch entgegen kommende Befriedigung gefangen nimmt. Die Bemerkung ist nicht neu: schon Hemsterhuys hat den großen Reiz flüchtig entworfenen Skizzen dadurch erklärt. So wie die Worte des Dichters eigentlich Beschwörungsformeln für Leben und Schönheit sind, deren man nach ihren Bestandtheilen ihre geheime Gewalt nicht anmerkt, so kommt es einem bey dem gelungenen Umriß wie eine wahre Zauberey vor, daß in so wenigen und zarten Strichen so viel Seele wohnen kann. Zwar muß man seine Fantasie schon malerisch geübt und vollständige Kunstwerke viel gesehen haben, um diese Sprache geläufig lesen zu können. Daher ist auch die Liebhaberey für bloße Kontourzeichnungen ungleich feltner. Vielen ist die Licht- und Schattentinte des Kupferstichs schon eine zu starke Abstraktion: sie möchten ihn, wie Kinder, illuminirt haben, weil sie sich einen blauen oder grünen Hock nicht anders vorstellen können, als wenn sie ihn vor Augen sehen.

Doch dieß ist nicht alles. Was der Zeichner aus der Poesie für sich nehmen kann, sind eigentlich die in

Handlung gesetzten Wesen, die er nach ihrem Charakter gestaltet. Den Grund, worauf sie sich bewegen, giebt der Dichter nur so viel an, als grade nöthig ist, weil die Stärke seiner Darstellung gar nicht im Simultanen und Beharrenden liegt. In der ausgeführten Zeichnung aber wird Szene und Umgebung mit eben der Bestimmtheit abgebildet, wie die Figuren selbst, und zwar nach den Bedürfnissen der Beleuchtung und Perspektive. Die Aufmerksamkeit des Betrachters wird also auf die Theile zerstreut, die weit unmittelbarer vom Dichter veranlaßt sind, als die rein charakteristischen Züge in den Umrissen der bewegten Gruppen. Dieß ist der Punkt, wo die Strahlen der beyden Künste einander kreuzen und jenseit dessen sie wieder divergiren. Zeichnung kann man der Poesie gewissermaassen zuschreiben, aber weder Hell- und Dunkel noch Farbengebung anders als in metaphorischer Bedeutung. Nur die descriptive poetry etwa giebt sich mit Luftperspektiv ab, und es ist ihr so damit gelungen, daß das Nächste wie das Entfernteste in gleich unbestimmter und haltungsloser Dämmerung verschwimmt. Es begreift sich auch, wie viel freyere Hand für die Anordnung und Gruppierung der Figuren selbst der Zeichner behält, wenn er das Lokal nur ganz leicht und wie symbolisch andeuten darf. Endlich wird die Fantasie sie viel dreisser zu den vorhergehenden und nachfolgenden Handlungen begleiten, als wo ihr die Schranken eines völlig decorirten Schauplatzes entgegenstehen.

Alle diese Vortheile hat Flaxman meisterhaft benutzt. Keine überflüssigen Striche, auch nichts von jenen Schwungzügen, die bloß zur Verbindung dienen,

und die man sich bey flüchtigen Entwürfen erlaubt, oder auch wohl, um ihr Feuer zu beweisen, mit Fleiß anbringt. Alles ist mit dem wenigsten gemacht; seine Umrisse vereinigen die bedeutsame Reckheit des ersten Gedankens mit der Sorgfalt und Zierlichkeit der ausgeführtesten Behandlung. Er schreibt den menschlichen Körper in seinen verschiedensten Bestimmungen und Ansichten mit Sicherheit hin, ohne sich dabey, wie meistens die fertigen Schreiber, Schnörkel an den Buchstaben angewöhnt zu haben.

Ferner in der Wahl der Dichter sowohl als der einzelnen Gegenstände aus ihnen, zeigt der Künstler das richtigste Urtheil, und, wenn man so sagen darf, ein plastisches Dichtergefühl. Zwar ist mit diesen dreyen keinesweges der Kreis derer geschlossen, die einer pittoresken Begleitung fähig sind; noch auch mit den gelieferten Skizzen der ganze Reichthum an Szenen, welche sie darbieten, erschöpft: aber günstigere Dichter für ein solches Unternehmen konnte er doch schwerlich finden, und er hat so gewählt, daß er bey jedem etwas in einem eignen Styl leisten konnte. Aus dem Homer Gegenstände zu Gemälden zu nehmen, ist vielfältig mit antiquarischer und artistischer Wärme empfohlen worden. Daß er, nach Winkelmanns Ausdruck, nicht in Bildern spricht, sondern fortschreitende Bilder giebt, fühlten gewiß auch die Alten, wie unter anderm die Anekdote von der Idee des Phidias zum Olympischen Jupiter zeigt. Unter den Tragikern verdiente Aeschylus unstreitig den Vorrang, wenn die strenge Hoheit der idealischen Bühne der Griechen sichtbar gemacht werden

solte. Darstellungen aus den Tragödien des Sophokles hätten sich mehr dem milderen gemäßigteren Styl der Homerischen nähern müssen. Was den Dante betrifft, so war das bekanntlich schon Michelangelo's Wahl, und Flaxman fand also den Gedanken dazu in der Kunstgeschichte aufgezeichnet. Allein an einem Engländischen Künstler beweist es doch eine ungewöhnlich hohe Bildung, daß er, da er einmal einen modernen christlichen Dichter wählen wollte, nicht bey seinem angebeteten Landsmann Milton stehen blieb, sondern den nach der gemeinen Meinung finstern und auf die geschmackloseste Art wunderlichen Italiäner vorzog. Dem unbefangenen Urtheil ist es allerdings einleuchtend, wie weit hier Milton, der das Christenthum klassisch idealisiren wollte, gegen den großen Propheten des Katholizismus zurückstehen muß. Die Figuren, womit Milton den Mahler versteht, lassen sich in einem Augenblick übersehen: die heilige Dreieinigkeit, deren Personen jedoch aus dem kindlichen Anthropomorphismus schon sehr ins formlose erweitert sind; Adam und Eva mit ihrem langen Mantel von blonden Haaren; die protestantisch gewordenen Engel und Teufel, und ein paar allegorische Ungeheuer. Dante hingegen, bald der Raphael und bald der Michelangelo der Poesie (ich borge diesen Ausdruck von jemanden, der ihn von mir geborgt hat), wie seine Vision überhaupt nichts geringeres als das Universum umfaßt, so stellt er auch eine vollständige Gallerie aller menschlichen und göttlichen Charaktere auf.

Zu jeder der vier Sammlungen macht ein Titelblatt, mit bedeutenden Sinnbildern geziert, den Eingang.

Bei der göttlichen Komödie geht das Brustbild des Dichters aus Wolken hervor, unter ihm die verkleinerte Mißgestalt Lucifers, oberhalb ein Engel des Lichtes mit verbreiteten Fittigen und gehobnen Armen, Sterne zur Rechten und Linken. Dante ist wie immer mit dem Lorbeerkränze über der Florentinischen Mütze vorgestellt, mit sinnender Miene, den Zeigefinger der rechten Hand an die Stirn gelegt. Der stete Hang zum Grübeln und die Kämpfe eines mühevollen Lebens haben auf diesem Gesichte das Gepräge ursprünglicher Sonderbarkeit mit noch tieferen Furchen eingegraben: es ist eins von jenen, deren Ähnlichkeit nicht leicht verfehlt wird. Der Zeichner hatte zwar das Recht, es etwas jugendlicher zu halten: denn nach der Dichtung fällt Dante's Wanderung durch die Geisterreiche in sein fünf und dreyßigstes Jahr. Er hat aber mit Bedacht mehr das Alter gewählt, in welchem Dante wirklich dichtete, und dadurch nicht bloß den Gegensatz mit der Jugend Virgils und Beatricens gewonnen. Den Urheber des geheimnißvollen Werkes denkt man sich unwillkürlich mit den Zügen ernster Jahre: in ihnen erscheint das Ringen nach heiligender Wahrheit, das ihn begeisterte, aber noch nicht von den irdischen Mühsalen zur Vollendung hindurchgedrungen ist.

Daß die Figuren Dante's und seiner Begleiter, erst des Virgil, dann der Beatrice, nach der Natur der Sache so häufig wiederkommen müssen, weil an ihre Fortschritte alles übrige gereiht ist, könnte eine große Unbequemlichkeit scheinen, die Flaxman jedoch, ohne den Reichthum seiner Erfindung erschöpfen zu lassen, über-

wunden und zu den Vortheilen, die darin liegen, vorzüglich benutzt hat. Diese schon bekannten Personen, als Zeugen der dargestellten Szenen, lassen uns leichter die Deutung derselben finden: wir erblicken die Gegenstände wie in dem Gedichte selbst durch die Vermittlung ihres Handelns und Betrachtens; die erstaunensvolle Theilnahme, die naivere Gemüthsbewegung ist immer die des Dante, ruhiger und doch nicht weniger bedeutend steht der höhere Führer daneben. Das Kostum der beyden Dichter, die Römische Toga, und der Mantel über einer anschließenden Kleidung, welches in Dante's Zeitalter die bürgerliche Tracht war, ließ sich sehr gut brauchen: bis an das Kinn eingehüllt, scheinen diese Wanderer oft die andringenden Schrecken von sich abhalten zu wollen, und nur die Lorbeerkränze verrathen, in welchem Sinne sie solche Derter der Qual besuchen. Auf vielen Blättern sind sie Hauptfiguren, andre Male nur klein im Hintergrunde angegeben, und außer den episodisch erzählten Geschichten, wobey sie nicht vorkommen, hat der Zeichner sie von manchen Höllenszenen, wobey sie gegenwärtig sind, durch den engeren Raum, den er umfaßt, mit Recht ausgeschlossen, weil es ihm nur darum zu thun war, Eine Gruppe in ihrer ganzen Kraft hervorzuheben. Da Virgil seinen Freund erst gegen Ende des Purgatorio verläßt, so will es etwas sagen, daß die beyden immer charakteristisch und doch mit beständiger Abwechslung, die sich wie ungesucht darbietet, erscheinen. Mehrmals bildet schon ihr bloßes vereintes Fortschreiten eine sprechende Gegenwart.

In Beatricens Gestalt ist die verklärte Geliebte und die Heilige verschmolzen: die himmlische Weisheit hat die Mienen einer zarten Jungfrau, der gegenüber die Runzeln in Dante's Gesicht sich erheitern. Ein Schleier wallt ihr hinten vom Haupte bis zu den Füßen herab und verbindet sich mit einem Kleide, das um Brust und Arme anschließt, sich dann erweitert, und unten fliegend in Falten bricht, da hingegen der ganze Wurf jener männlichen Gewänder durch ein paar starke Striche bestimmt wird. Auf ähnliche Art wie Beatrice sind auch die andern weiblichen Wesen des Himmels: Matilda, die natürlichen und christlichen Tugenden, und selbst einmal die Mutter Gottes gekleidet; nur bleibt zuweilen der Schleier weg, und die Haare fliegen oder sind in einen Wirbel gewunden. Diese Tracht ist eine glückliche Auskunft zwischen dem Bedürfnis der Zeichnung und den Forderungen des Kostums, welches für Sitten und Geist eines Zeitalters sehr mahlend seyn kann, und es hier wirklich ist: ohne nonnenhafte Verhüllung drückt sich eine so eigne Jungfräulichkeit darin aus; unmöglich könnte man eine Griechisch drappirte Frau für eine solche religiöse Grazie erkennen. Die schlanken Körper entfernen jeden irdischen Begriff, und die Formen zeichnen sich, zum Beyspiel bey dem Tanz der Tugenden um den symbolischen Wagen, auf das bescheidenste durch.

Wenn von Wundern der Leidenschaft und des Pathos die Rede ist, so wird Ugolino genannt: eine von den Darstellungen, die eigentlich weit über die Sphäre der Poesie hinauswirken, weil menschliches Gefühl die einzige Bedingung ist, um auf's tieffte von ihr erschüt-

tert zu werden. Hier erwarten wir daher unsern Künstler, und nicht vergeblich. Man kennt Reynolds's Ugolino aus dem Kupferstiche: es ist ein alter Mann, der hungert, aber es ist nicht Ugolino. Ohne die große Kluft zwischen einem ausgeführten Gemälde und einer Skizze zu vergessen, kann man doch wohl sagen, daß Flaxman eine viel höhere Ansicht der Geschichte gefaßt hat. Das erste Blatt stellt die Gefangennehmung des Grafen und seiner Söhne vor. Er steht in der Mitte ganz nach vorn, an jeder Seite hat ihn ein bewaffneter Feind am Kragen und an den Knöcheln der Hände gepackt, die er zusammenballt. Auch in dieser Lage sieht man den mächtigen, herrschenden, unerschütterlichen Mann; die Knaben vor ihm, die sich brüderlich aneinander schließen, sind nach Alter und Leidenschaft abgestuft: der eine niedergeschlagen, der andre verzweifelnd, der dritte ergrimmt, der kleinste kindisch weinend. Die rechts andringenden rauhen Krieger zeigen uns die Gewaltthätigkeit jener kraftvollen Zeiten, der Erzbischof Ruggieri, der links herumschleicht, die mönchische Einmischung in die bürgerlichen Parteyungen. Das zweyte Blatt geht gleich zum andern Ende des Trauerspiels im Kerker über:

Ich rief die Todten noch drey Tage lang
Und tappte, blind schon, über jeder Leiche.

Die Söhne liegen neben einander ausgestreckt, der Vater über ihnen auf seinen Armen, in der Verkürzung, doch so, daß das Gesicht mit den erloschnen offenen Augen, ganz sichtbar, die furchtbare Mitte der Gruppe ausmacht.

Die Scene, wie Francesca da Polenta mit ihrem Verwandten Paolo im Lanzelot liest, und eine Stelle des Buches den Liebenden zum ersten Kusse hinreißt, ist mit äußerster Zartheit behandelt. Francesca ist ganz Liebe, Sittsamkeit, Hingebung und schüchterner Widerstand, daß ihr Gemahl sie gleich jetzt belauscht, und also der Augenblick des ersten gegenseitigen Geständnisses mit der unglücklichen Entdeckung zusammenfällt, war eine nothwendige Abweichung von der Geschichte, weil den liebenswürdigen Verirrten selbst ihre Schuld, die schon den Moment der Verführung mit bangen Ahnungen umgiebt, nicht angesehen werden durfte: die Komposition nähert sich also der Absicht des Dichters von einer andern Seite wieder um so mehr. Wie pathetisch ist das nächste Blatt! Die beyden Geliebten als nackte Schatten, abgewandt, weinend und im Begriff vom Sturm weggewirbelt zu werden; Francesca hält die Hand vor's Gesicht, aber der Schleyer ihrer langen Haare bedeckt nicht die zarte Bildung; Dante liegt vorn, vor Mitleid in Ohnmacht gefallen, hinter ihm kniet Virgil, der ihn mit wehmüthiger Miene anblickt. So oft die Darstellungen des Inferno ein Aeußerstes im Ausdruck und den Bewegungen erfordern, hat der Künstler es immer erreicht, ohne es über die Gränze der Wahrheit mit Anmaaßung hervorzudrängen; mit dem Dichter einverstanden, bey welchem das Leiden eben durch das genaue Maas unermesslich wird, und der uns ganz in seiner Gewalt hat, wenn er beschreibt, der Jammer bey'm Eintritte in die Hölle sey so gewesen, —

Daß ich zu Anfang drüber weinen mußte. Die starre Art wie Dante auf dem eben erwähnten Blatt in seiner ganzen Länge da liegt, die Arme rücklings hinter dem Haupte ausgestreckt, hat auf den ersten Blick etwas seltsames, beym zweiten etwas großes: und so hat der Künstler immer, wo er den Sinnen nicht schmeicheln konnte, den Ersatz der Hoheit gesucht. Nur die Gebehrde des im Sarge aufrecht sitzenden Farinata möchte noch ruhiger und trotziger seyn; vielleicht wäre ihm unter dem Grabtuche besser ein Harnisch gegeben. Auch der Mantuaner Sordello, der entzückt seyn soll im Virgil einen Landsmann zu finden, umarmt ihn etwas zu schläfrig.

Da die Geister der Abgeschiednen in der Hölle und in der Büßungswelt meistens als menschliche Gestalten ohne Bekleidung vorgestellt werden, so gab es reichliche Gelegenheit Zeichnung des Nackten, zum Theil in gewaltsamen Stellungen und schweren Verkürzungen, anzubringen. Freilich mußte es, um zu passen, mehr nervig und mager, als blühend und ausserlesen seyn; allein der aufmerksame Künstler hat überall der Mißgestalt so wenig Gebiet einzuräumen gesucht wie möglich, und oft mit geringen Verdrehungen oder Zügen, die das Anatomische mehr auf die Oberfläche bringen, der dargestellten Qual ihr Recht erwiesen. Dante hat durch diese Bilder der Strafe sowohl, als durch die Ungeheuer, welche die Hölle bevölkern, dem Zeichner manchmal etwas zu rathen aufgegeben; das Wagstück, einen Verdammten seinen abgehauenen Kopf *a guisa di lanterna* in der Hand

halten zu lassen, möchte nicht jeder bestehen, ohne daß er statt des Furchtbaren das Lächerliche ergriffe.

In Ansehung der Teufel hat Dante seinen mahlerischen Komponisten aus der Verlegenheit gesetzt, eine edle ja majestätische Bosheit (man verstehe wohl: nicht feindselige Leidenschaften von einem großen Charakter, was sehr wohl angeht, sondern Verworfenheit mit diesem vereinigt) schildern zu sollen. Er versenkt sie vielmehr in das Thierische, und giebt ihnen die Reckheit origineller und mit sich einstimziger Naturen, was Flaxmann besonders in den Malebranche meisterhaft ausgedrückt und sie dabey sehr mannichfaltig charakterisirt hat. Lucifers Scheußlichkeit war einmal nicht zu mildern, und wenn der Künstler auch diese Aufgabe nicht übergehen wollte, so that er wohl, jeden Gedanken an ein menschliches Gesicht zu entfernen: Denn nur durch unwillkürlich angestellte Vergleichen dringt sich das Mißgestaltete uns in eine widerliche Nähe auf.

Zweymal kommt in der göttlichen Komödie die Erzählung vor, daß sich ein Abgesandter des Himmels und der Hölle bey dem Tode eines Menschen um den Besitz seiner Seele streiten, und beydemale ist sie in dieser Sammlung skizzirt. Das eine Mal zieht der gute Engel den Abgeschiednen an beyden Händen zum Himmel empor, und der Böse schleicht mit hämischen Fragen besiegt davon. Auf dem andern Blatt liegt Graf Guido von Montefeltro, der nach einem ränkvollen Leben sich als Franziskaner hatte einkleiden lassen, todt in der Mönchskutte mit eingedrucktem Kopf

auf einem hárnen Lager, von der Seite der FüÙe her schwebt Sankt Franciscus herzu, gegenüber hat der schwarze Cherub dem Todten ein Knie auf die Brust gesetzt, streckt über ihm schwebend die Krallen weit vor, und schreyt gegen den Heiligen auf: Nol portar! non mi far torto! Die Zusammensetzung ist neu und kühn gedacht, und die stille Bedenklichkeit des Heiligen, die habüchtige Hast seines Gegners und die nun unbeweglich gewordne Heucheleiy des Verstorbenen unverbesserlich kontrastirt.

Man hat häufig Dante, und mit ihm Michelangelo, aus den gewöhnlichen oberflächlichen Gründen getadelt, daß sie heidnische Mythologie unter katholische Vorstellungsarten gemischt; während das tiefere Gefühl einen großen Zusammenhang ahndet, und sie rechtfertigt. Es gehört mit zu den Mysterien der Hölle, die Fantome einer blinden Vorwelt, in schreckliche Wirklichkeit verwandelt, aufzustellen. Ueberdies mochte Dante immerhin aus dem klassischen Alterthume entlehnen wollen: es ist damit, als wenn er sich für einen Nachahmer Virgils ausgiebt, welches ihm niemand glaubt; so bald jene Bilder in die Seltsamkeit seines Geistes wie eingetaucht sind, treten sie auch als einheimische in seine Welt ein. Unserm Künstler ist dieß nicht entgangen, er hat die mythologischen Figuren durch ein ähnliches Medium gehen lassen, und den Charon, Cerberus, die Furien, die Centauren u. s. w. ganz anders behandelt, als er bey einem antiken Gegenstande gethan haben würde. Bey der näheren Betrachtung seiner Homerischen und Aeschylischen Umriffe werden wir sehen,

welche Enthaltung dieß von ihm war, und wie ganz er seinem Dichter hingegeben seyn mußte, um etwas das klassische Namen trägt, nicht im reinsten Sinne des Alterthums auszuführen.

Im Paradiso fand er Veranlassung, seine Stärke in schwebenden Gestalten zu zeigen: und mit welcher Leichtigkeit schweben und schwingen sie sich! Die Gesetze der Schwere scheinen wirklich für diese ätherischen Körper aufgehoben zu seyn. Bey der Darstellung der Engel hat er mehrentheils die ältere Weise der christlichen Mahlerey vorgezogen, sie mit lang herabwallenden Kleidern und großen Fittigen abzubilden; zu nackten oder von wenig Gewand umflatterten Knaben mit Amorßflügeln wurden sie, wie man weiß, erst späterhin nach der Idee der griechischen Genien gemacht. Dieß läßt sich allerdings als Anspielung auf einen Stand der Unschuld, wobey gar nicht an Geschlecht gedacht wird, sehr gut vertheidigen; mit der strengen kirchlichen Sitte, mit den keuschen Entzückungen eines katholischen Himmels stimmt die andere Vorstellungsart unstreitig besser überein. Die Engel sind wie himmlische Chorknaben bey jenem ewigen Gottesdienste zu betrachten, die also auch feyerlich gekleidet seyn müssen. Der Künstler hat ihnen ganz die liebliche fromme Beschränktheit gegeben, womit sie in der heiligen Schrift und Sage ihre Bothschaften verrichten, und die über dem Bestreben, ihre Natur durch Umfang der Kräfte und Gedanken ins erstaunliche zu erhöhen, in vielen neueren Dichtungen verloren gegangen ist. Einige Male erscheinen sie ohne Flügel, aber

in Gewändern, die noch unterhalb der Füße in Falten fliegen, und in welchen der schlanke Körper, bis auf die Theile worin der geistige Ausdruck wohnt, das Gesicht und die entzückt verbreiteten oder über die Brust gefalteten Arme, fast verschwindet; so daß sie auf ein paar Blättern, wo sie einen zahlreichen Kreis in lauter ähnlichen Stellungen schließen, die Glorie in der Mitte gleichsam wie Seufzerchen der innigsten und demuthvollsten Andacht umschweben.

Da im Paradiso und zum Theil schon im Purgatorio zuweilen lange Stellen mit Gesprächen über theologische Gegenstände angefüllt sind, so hat sich der Zeichner, der einmal das Gedicht Gesang für Gesang begleiten wollte, freyere Hand gelassen: was figurlich und mystisch zu nehmen ist, sinnlich vorgestellt, oder auch wohl ein bloß episodisches Bild, eine Metapher, zum unabhängigen Gegenstande ausgebildet. Seine Entwürfe sind dann nicht sowohl Kompositionen der angeführten Zeilen des Dichters, als eigne durch sie veranlaßte pittoreske Fantastien, und als solche zu beurtheilen. Zu der ersten Art gehört es, wenn der Geist des Forese, dem die inbrünstigen Gebete seiner hinterlassenen Wittwe Nella dazu verhelfen, schneller durch die Kreise der Büssung hindurch zu gelangen, vor der niedergeworfnen Veterin sichtlich gen Himmel steigt. Auf einem andern Blatte treibt ein kolossalisches Gerippe, wovon nur der Kopf und eine Hand sichtbar ist, Kinder mit den unbefangenen Gebärden durch die Luft schwimmend vor sich her; dieß sind „die „harmlosen Kleinen, die der Zahn des Todes gebissen,

„ehe sie von der menschlichen Schuld gereinigt wurden.“ (Purg. C. VII, v. 31—34.) Der Ausdruck „von den guten Geistern, die thätig gewesen sind, damit „Ehre und Ruhm ihnen nachfolge“, (Parad. C. VI, v. 112—114.) ist hier etwas zu wörtlich genommen, indem hinter einer Schaar von Seligen die Ehre als ein gekröntes Weib mit Sternenkranzen über dem Haupt und in den gehobnen Händen, und zunächst an ihr die hergebrachte Figur der Fama schwebt. Ein einziges Mal verstehe ich die Anspielung gar nicht, die der Zeichner im Sinne hatte, und vermuthete einen Mißverstand: das Bild des Heilandes als Knaben mit der Weltkugel in der Hand und auf die Schlange tretend steht im Sternbilde des Löwen, und soll sich auf Paradiso C. XVI. 37. 38. beziehen. Hingegen das gleich vorhergehende Stück: eine Mutter mit dem neugebohrnen Knäbchen in den Armen, zu deren Lager die Jungfrau Maria segnend hinzu schwebt, was sich aus einem sehr entfernten Wink des Dichters entwickelt hat, gehört unter die zarresten Bilder der ganzen Sammlung.

Von den heitern Gesichten gegen Ende des Purgatorio an zieht sich ein Strom von Licht, von Verklärung und Glorie durch Dante's Gedicht, der immer voller und strömender wird, und in dessen Urquell der geblendete Seher sich zuletzt verliert. Ein in irdische Farben getauchter Pinsel kann bey dergleichen wenig ausrichten, und wie muß sich vollends der Zeichner resigniren, der nur Linien hat! Die Mahlerey kann nicht zum Wettstreit in die Schranken treten wollen, wo die Darstellung der unbegrenzten Poesie selbst eigentlich ein beständiges Er-

liegen unter ihrem Gegenstande ist. Mit dem Aufschwung in jede lichtere Sphäre verklärt sich Beatricens Schönheit, und wird so überschwenglich, daß der sterbliche Geliebte ihr Lächeln nicht ertragen, sondern „wie „Semle in Asche niederfallen“ würde, da er doch schon bey dem ersten Zurückschlagen des Schleyers vor ihren Augen im irdischen Paradiese ausgerufen hatte:

O Strahlen ewiger lebend'ger Helle!

Wer sann so blaß sich in Parnassus Schatten,
Und trank so tief Apollo's reine Quelle,

Daß sein Gemüth nicht schiene zu ermatten

Bey dem Bemühn zu sagen, wie ihr waret,

Wo euch die Himmel tönend überschatten,

Nun hüllenlos den Lüften offenbaret?

Das einzige Mittel, welches dem zeichnenden Künstler hiebey bleibt, ist der Ausdruck menschlicher Gesichter, und in diesem Spiegel weiß uns Flaxmann manches erblicken zu lassen, was er nicht unmittelbar zeigen kann. Die Seligen und Engel sind still entzückt, und die Mienen der Betrachtenden sprechen:

Ich fühle so von Liebe mich durchdrungen,

Daß ich noch nie zuvor ein Ding gekannt,

Das mit so süßen Banden mich umschlungen.

Doch hat er sich auch mitzuzeichnen bequemt, wie die Geister als Sternenkränze sich um Dante herbewegen; wie in der Mitte eines aus solchen Sternen bestehenden Kreuzes das Bild Christi strahlt, und die Gestalten der Seligen sich in verschiedne Buchstaben zusammen drängen, die etwas heiliges bedeuten: was denn freylich Umriß vom Umrisse bleibt, weil die schwarzen Striche

nicht szintilliren. Er hat indessen dadurch zu verstehen gegeben, daß er den Juwelenschmuck, womit Dante seinen Himmel ausstattet, nicht so kindisch finde, als er vielen in ihrer Weisheit vorkommen möchte. Das Höchste und Festlichste der himmlischen Freuden kann nur durch Licht und Farbenspiel versinnlicht werden, denn eben durch diese hängt unsre Erde mit den ätherischen Regionen zusammen, und deswegen geht das Symbolische darin ins Unendliche hinaus. Jede Organifazion hingegen, auch die edelste, ist an ihren Wohnort gebunden und Ausdruck der Beschränkung auf gewisse Zwecke. Wo aber keine organische Bildung ist, da muß mathematische Regelmäßigkeit eintreten, wenn die Erscheinung nicht formlos werden soll. Geometrische Figuren sind wiederum einer mystischen Beziehung fähig, weil bey ihnen die Anschauung mit dem Begriffe eins ist, und dieser jene ganz erschöpft; man hat noch kein besseres Sinnbild als das Dreieck für die Dreyeinigkeit finden können, und der Zirkel wird immer das Ewige und in sich Vollendete bedeuten. Dante's Visionen endigen mit einem Anschauen der unbegreiflichen Gottheit, welches er mit dem Nachsinnen über die Quadratur des Zirkels vergleicht. — Er baut den Himmel, in den er sich aufschwingt, nach beschränkteren Begriffen vom Weltssystem, als die unsrigen sind, und eben darum geordneter und schöner. Zwar lag dabey Wissenschaft zum Grunde: nämlich theils die Weltlehre des Aristoteles, die aber rational seyn wollte, und folglich die Regelmäßigkeit des Ganzen umfaßte; theils die ältere Astronomie, die schon Mythologie, d. h. poetisches Kostum der Na-

tur, geworden war. Wenn eine gelehrte und zurecht gewiesene Einbildungskraft die neueren Erweiterungen der Sternkunde in die Dichtung hinübertrug, so geschah dieser kein sonderlicher Dienst damit. Denn für die Beobachtung ist die Natur jederzeit unendlich; und wie sie sich neue Welten unterwirft, dehnen sich immer von neuem jenseits derselben unermessliche Gebiete aus, woraus unsere Unwissenheit uns als Unordnung und Gesetzlosigkeit zurückkommt. Mit chaotischer Größe ist es aber in der Poesie nicht gethan: eine harmonische Erscheinung, ist das erste und letzte. Nur wenn die Sphären sich um die Erde wie um ihren Mittelpunkt drehen, und der königliche Mantel des blauen Gewölbes sie als letzte Gränze umfaßt, erklingen sie in schönen Tönen; und der Himmel der Seligen ist eben der, nach welchem das Kind die Händchen ausstreckt, um die Sterne wie ein goldnes Spielzeug zu greifen.

Noch dürfen wir ein paar Blätter nicht übergehn, worauf Ideen der Religion, welche durch das Ganze hin webt und waltet, persönlich sichtbar gemacht sind: die drey christlichen Tugenden, Glaube, Hoffnung und Liebe, als Titelblatt zum Purgatorio; die heilige Kirche zwischen Sankt Franciscus und Sankt Dominicus als Führern und Stützen; die streitende Kirche, einen Cherub mit flammendem Schwerte an jeder Seite, die zu ihren Füßen zwey Ungeheuer, den Satan und das Fleisch, niederstürzen, während sie in Nonnentracht Augen und Hände zum inbrünstigen Gebet gen Himmel wendet. Das eigentlichsste Lob dieser Bilder ist, daß man weder katholischer noch Dantesker seyn kann, als

sie sind. Und dieß liegt keinesweges bloß darin, daß der Künstler sich die hieher gehörige Symbolik zu eigen gemacht hat, sondern im Styl der Komposition selbst. Die steife Symmetrie auf den Bildern der Maler aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert rechnet man mit Grund der damaligen Kindheit der Kunst zu, allein es ist darin doch unleugbar eine Beziehung auf die religiösen Gegenstände, denen diese Männer meistens oblagen; ich möchte behaupten sie hätten es deswegen in diesem Punkte besser getroffen als manche Spätere, weil ihre Religion mit ihrer Kunst auf derselben Stufe stand. Zu der naiven demüthigen Frömmigkeit gehören gerade und viereckte Bewegungen des Körpers, den ja die Gebräuche dieses Gottesdienstes gänzlich unterjochen sollen; und jede heilige Geschichte oder Situation wird als ein feyerlicher Akt gedacht, der strenge Zucht und einfältige Ordnung erfordert. Mit einiger Milderung haben daher auch Maler aus den besten Zeiten diese Symmetrie angebracht, wie zum Beyspiel auf einem vor trefflichen Bilde von Bagnacavallo in der Dresdner Gallerie, vier Apostel und Heilige vor dem Thron der Madonna mit völlig parallelen Köpfen neben einander stehn. Man versuche nur, in die Flaxmanschen Stücke, wovon hier die Rede ist, eine zierlichere Mannigfaltigkeit der Anordnung zu bringen, und man wird unfehlbar ihren großen Charakter, ja ihre ganze Bedeutung zerstören. Welche unwiderstehliche drey: die Santa Chiesa, zu ihrer Rechten der klösterliche Weltüberwinder San Francesco von Assisi, zur Linken der che-

rubisch erleuchtete Domenico! Mit wie feinem Urtheile ist hier der Mönch Franciscus, der Streiter für den Glauben, ganz anders abgebildet, als dort der friedliche Heilige am Todtenbett seines Ordensbruders! Eben so erscheint die Kirche auf dem Blatt, wo wir ihre furchtbaren Triumphe erblicken, in weiblicher Andacht und Wehrlosigkeit; hier hingegen im vollen priesterlichen Ornat, mit unverrückter heiliger Miene und Haltung. Gern beschriebe ich noch, wie die wiederhohlte Handlung, daß ein Engel dem Virgil und Dante ein mystisches Thor zum Hinauffsteigen auf den Berg der Büssung öffnet, durch den einsichtsvollen Gebrauch der Symmetrie beydemale feyerlich, und doch wieder nach den zartesten Beziehungen verschieden charakterisirt ist: aber ich reiße mich los, um zu den übrigen Sammlungen zu kommen.

Hier befinden wir uns plötzlich in einer ganz andern Welt, und müssen die Vielseitigkeit des Künstlers bewundern, der sich mit gleicher Liebe und gleichem Glück in beyde warf, — und jedes so rein in seiner Art zu erhalten weiß. Mehr kann man wahrlich von einem geistvollen Manne nicht verlangen, als daß er in seiner Sinnesart und seinem Geschmack entweder recht entschieden modern, oder recht entschieden antik sey. Leider giebt es, seit begeisterte Kunstrichter das klassische Alterthum gepredigt haben, so viel halbe Wesen, die nicht sind was sie sollen, und nicht seyn können was sie wollen. Es sind die Mäuse der Kunst und Poesie, die bey dem großen Kampfe zwischen den Erd- und Luftbewohnern zur entgegengesetzten Partey übergangen, und zum Dank

dafür Fledermäuse geworden sind. — Nach dem Anblick dieser Umriffe kann man nicht umhin, Flaxman für einen gelehrten Kenner der Klassiker zu halten, der mit den griechischen Dichtern in ihrer Sprache vertraut ist; und wenn sich nachher bey genauerer Untersuchung hiegegen einige Zweifel regen, so wird es desto erstaunlicher, daß er sie so gefaßt: man könnte alsdann seine Umriffe zum Homer eine Rückübersetzung aus Pope's Travestie in das Aechtgriechische und Heroische nennen, aus eigenmächtiger Befugniß des Künstler-sinnes ohne grammatische Beyhülfe vollbracht. Allerdings ist die klassische Bildung ein großes untheilbares Ganzes: durch den vollkommenen Besiß einer Seite desselben muß einem also auch der Zugang zu den übrigen geöffnet werden. Wer die alten Dichter recht versteht, (man verstehe, was eigentlich verstehen heißt) dem mußten auch für die bildende Kunst der Alten die Augen aufgehen; und umgekehrt hat sich unser Künstler durch tiefes und liebevolles Studium der Antike mit den Dichtern in unmittelbare Berührung gesetzt, als durch modernisirende Uebersetzungen hätte geschehen können. Seit Spence's Polymetis hat man sich viel damit abgegeben, die Schriften und Kunstwerke der Alten gegenseitig aus einander erklären zu wollen. Allein man hielt sich dabey viel zu sehr an das Einzelne, nahm Anspielungen und Beziehungen wahr, wo keine sind, und vergaß besonders die ewigen Gränzen, welche die verschiedenen Künste scheiden. Die Vergleichung kann nur dahin gehn, daß die Aeußerungen der heterogensten Anlagen bey strenger Begränzung dennoch durch ein ge-

meinschaftliches Streben beseelt werden. In dieser Art hat Winkelmann einige große Blicke gethan, er war dem Genius der bildenden Kunst und Poesie zugleich auf die Spur gekommen. Allein wie die Zeit ihren vortreflichen Krebsgang immer nicht ganz verkennen kann, so ist auch kürzlich ein Archäologe aufgetreten, der beyde gleich vollkommen mißversteht, und deswegen Winkelmann darüber zurecht weisen will. Er hat entdeckt, das Wesen der alten Kunst bestehe bloß in treuer Charakteristik; um Schönheit, edle Einfachheit und stille Größe sey es dabey gar nicht zu thun gewesen. Wir geben das ganze Argument zu: für einen Kenner, den die Natur zu etwas gröberem Geschäften bestimmt zu haben scheint, als Myrons berühmte Kuh zu weiden, sind diese Dinge allerdings gar nicht vorhanden. Er ist mit einer so schweren unbeholfenen Oberflächlichkeit (ich bilde diese Beywörter nach dem Muster der „rohen rastlosen Kuh,“ die eben dieser Antiquar *) am Herkules bewundert) auf die Denkmäler der griechischen Kunst hineingetappt, daß er ihren Geist gewiß todt gedrückt hätte, wenn Geister nicht unsterblich wären. Man könnte seine, in so fern wirklich neue, Betrachtungsart der Kunstwerke die chirurgische nennen, denn sie geht überall auf Leibesgebrechen und Unförmlichkeiten aus, und nach seiner Versicherung **), erscheint „das klassische Alterthum bald

*) Horen 1797. St. X. S. 19.

**) Berlin. Archiv der Zeit und ihres Geschmacks. 1798. St. XI. S. 439.

„alt und bald jung, vorzüglich aber abgezehrt, mißgeformt, zerfallen, knöcherricht und runzlicht.“ So behauptete er leßthin, Laokoön werde augenblicklich am Schläge sterben, wenn man ihm nicht eine Ader schläge. Da ich mir nun merken ließ, ich halte den Zustand Laokoöns noch nicht für so verzweifelt, hat er sich so unmaßig darüber ereifert, daß er beynah mit seinem Hel den die Rolle gewechselt hätte.

Wenn Flaxmann, damit ich von meiner Abschweifung zurückkehre, auch die alten Sprachen nicht besaß, so ist er doch in so fern mit großer Gelehrsamkeit verfahren, daß er in Beobachtung des Kostums selbst bis in das Auserlesnere und selten Vorkommende hineingeht, so daß sich über seine Blätter sehr artige antiquarische Vorlesungen müßten halten lassen. Wer es noch nicht weiß, erfährt hier anschaulich, warum die Achäer beyn Homer die schön geschienten heißen, daß er sich die Trojaner mit phrygischen Mützen vorzustellen hat, welches die Form des Delphischen Dreyfußes war, wie die griechischen Stallknechte das Haar der Pferde auf der Stirn zusammenbanden, damit ein Ampyx daraus wurde, und dergleichen mehr, die unzähligen reizenden Formen von allerley Hausgeräth, die Trachten und weibliche Kopfputze nicht zu erwähnen. Wir sind jetzt solche Freunde von Moden, daß wir uns sogar um diejenigen bekümmern, die vor einigen tausend Jahren im Gange waren, und in einer Zeitschrift, welche den neuesten gewidmet ist, uns dann und wann zu einem Besuche im Ankleidezimmer einer Römerin, abmüßigen; damit es desto anständiger sey, lassen wir es eine alte (nämlich eine

bejahrte) Römerin seyn. Niemand zeigt im Punkte des Gracifrens mehr guten Willen als die heutigen Franzosen: man weiß, daß die Pariserinnen die Aufopferung so weit getrieben, daß sie beynah *παυροπενδεις* wurden, um nur den Spartanerinnen zu gleichen. Dieß ist um so verdienstlicher, da im Ganzen die antiquarischen Kenntnisse der Republik aus der Reise, nicht eines jungen Scythen, sondern eines alten Parisers, nach Griechenland geschöpft sind. Die bisherigen Versuche von Olympischen Spielen u. s. w. sind freylich auch darnach ausgefallen, man dürfte sich manchmal an das antike Gastmahl im Peregrine Pickle erinnern. Schade, daß dem Entschlusse, das klassische Alterthum nicht bloß müßig zu vergöttern, sondern es aufzuwecken und in das wirkliche Leben einzuführen, immer verwünschte kleine Umstände in den Weg treten, die allen Enthusiasmus dämpfen. So habe ich Klagen hören, daß in einem sehr geschmackvoll decorirten Hause die Herren bey der Assemblée sich häufig an den Stühlen mit stark vor- und hinterwärts geschweiften Füßen die Schienbeine zerstampfen, und bey gewissen Coëffures à la Grecque sollen viel häßliche Hälse zum Vorschein gekommen seyn. — Genug, Flaxman hat für Antiquitäts-Dilettanten auf das reichlichste gesorgt. Um nur ein Beyspiel zu geben: auf dem Blatt, wo Penelope das Geschloß des Ulysses herben trägt, sind die zechenden Freyer ganz leicht in der Ferne angegeben; doch unterscheidet man, daß sie die Trinkschalen mit dem Daum durch einen Henkelring gesteckt halten, und mit der übrigen Hand unterstützen. Und dieß war grade die Art wie Leute von gutem Tone

ken fröhlichen Gelagen tranken, das Gefäß konnte nachher an dem Ringe hinter die Hand herumgeschwenkt werden, wie auf einigen Vasengemälden zu sehen ist.

Etwas weit höheres als antiquarische Belehrung gewähren indeß diese Kompositionen dem Betrachter, der ohne gelehrte Bekanntschaft mit den Alten in den Sinn ihrer Dichter eingeweicht zu werden wünscht, indem sie dieselben mit Bildern griechischer Sitte und Kunst umgeben. Selbst das geringste Nebenwerk bekommt in dieser Rücksicht einen ganz andern Werth. Der Mensch sucht überhaupt die Gegenstände, die er handhabt, nach sich zu bilden; er thut dieß um so mehr, je freyer und selbstthätiger er wirkt: wie alldurchathmend der Geist der Hellenischen Bildung war, davon lassen sich die Spuren bis in die geringsten Anticaglien hinein verfolgen, und die Ehrerbietung vor diesen Ueberbleibseln hat daher auch eine sehr ernste Seite. Es wäre ein sinnreicher Versuch, irgend ein antikes Geräth mit Verzierungen und Kunstabbildungen, einen Sarkophag, eine Vase, vorzunehmen, und in der Voraussetzung als ob nur dieß Eine Stück von einem Volke zeugte, dessen Andenken sonst gänzlich untergegangen wäre, zu sehn, wie weit sich die Schlüsse daraus auf den Grad und die Art der Kultur treiben ließen. Aber nicht bloß den Umgebungen des Menschen war dieß Gepräge aufgedrückt: auch im Charakter der Formen und des Ausdrucks, den uns die aufbewahrten Kunstwerke darstellen, erscheint die edle Nationalität; denn wie sehr die Kunst wählen, erhöhen und umbilden mochte, so mußte sie doch den Boden derselben unter sich haben. — Der Sinn der

Worte bestimmt sich nach den Anschauungen, die man ihnen unterzulegen gewohnt ist; wir sind also in beständiger Gefahr, die Worte der griechischen Dichter, wenn wir sie grammatisch noch so genau verstehen, etwas ganz andres gelten zu lassen, als sie ihnen und ihren Hörern galten. Das einzige Mittel dagegen ist, unsre Fantasie auf den Flügeln der alten bildenden Kunst zu ihnen emporzuheben, und es ist des besten Dankes werth, wenn ein geistvoller neuerer Künstler uns hiezu hülfreiche Hand bietet. Aber wie? wird man einwenden: sind diese Abbildungen wahrhaft Homerisch? Mit so zierlicher Pracht, so üppig zartem Geschmack wären die Kleidungen, Waffen, Wagen und Pferdegeschirre, die Geräthschaften jeder Art bey den hauptumlockten Achäern und roßezähmenden Troern ausgearbeitet und verziert gewesen? Schließ Penelope auf einem solchen Bett, und erleuchtete sie ihr Gemach mit solchen Kandelabern? Und endlich: sind die Figuren nicht viel zu idealisch? Hat das Nackte der Körper nicht viel zu sehr die feine und doch kraftvolle Gewandtheit, welche die Hellenen sich erst lange nachher durch Gymnastik gaben, und paßt dieses zu der ungeheuern rohen Stärke der Kämpfer um Troja? — Das ist keine Frage: wenn man zur Erläuterung die oben genannten Dinge und überhaupt die Produkte der mechanischen Künste, welche beym Homer vorkommen, so genau sichs nach der Beschreibung thun läßt, abbilden wollte, so würde es ganz anders ausfallen. Was aber die handelnden Herden und Götter selbst betrifft, so wird uns wohl niemand sagen, wie sie im Kopfe Homers oder der Homerischen Sänger aus-

gesehen haben. Wir können uns allenfalls begnügen, wenn unsre Fantasie die Rhapsodien des Alten mit solchen Bildern begleitet, wie sie einem gebildeten Griechen aus den Zeiten der blühenden Kunst dabey gegenwärtig waren. Dahin streben nun grade Flaxmans Umrisse. Für den, welcher den Homer immer nur als begeisterten Natursohn, als Barden wilder Völkerstämme fühlt, könnten sie ein gutes Gegenmittel seyn, ihn auch einmal an die unnachahmliche Schönheit, Ausbildung und Harmonie seines Epos zu erinnern. Ein vollendeter Styl der Poesie kann nur durch einen eben so vollendeten Styl der bildenden Kunst ausgedrückt werden. — Wie übrigens in Homers Zeitalter der Zustand der mechanischen Künste, und die ersten Versuche in schönen Künsten beschaffen gewesen, hat man wohl noch nicht gehörig durch Ausscheidung des Historischen in seinen Beschreibungen ausgemacht. Man würde dabey auf Punkte treffen, wo die Frage sehr verwickelt aber wichtig wird: ob die Dichtung Anlässe von der Wirklichkeit genommen oder ihr ganz und gar vorausgeeilt? Daß bey solcher Rohheit in vielen Stücken, bey der Eingeschränktheit der Bedürfnisse, ein so großer Nachdruck auf Zierlichkeit in Weberey, Metallarbeitn u. s. w. gelegt wird, ist ein charakteristischer Zug, der dahin deutet, daß aus Homers Achäern Hellenen werden sollten. Auch von körperlicher Schönheit ist viel die Rede, schon regen sich die Anfänge der Gymnastik, und es ist nicht zu übersehen, daß Achilles, der stärkste unter allen aufgeführten Helden, der schnellfüßige heißt.

Eine etwas andre Bewandniß hat es mit der Art den Aeschylus aufzufassen, dessen Darstellungen ursprünglich für eine sichtbare Erscheinung auf der Bühne bestimmt waren. Wie die idealische Schauspielkunst der Griechen auf der einen Seite der Musik verschwistert war, so strebte sie auf der andern mit den plastischen Künsten gleichen Schritt zu halten, und es ist wohl klar, daß die Griechen auf dem Theater immer lieber etwas von dem Leben und der Leidenschaft als von der Größe und Schönheit der Gestalten und Bewegungen aufopfereten. Gewiß kann man sich den Anblick ihrer Tragödien nicht leicht zu herrlich und majestätisch vorstellen; allein wenn wir auch besser in Stand gesetzt wären, einen anschaulichen Begriff davon zu geben, so könnte man dem Zeichner doch nicht rathen, daß er dieß zu seinem Ziel machte. Wir würden den Dichter erst aus der zweyten Hand empfangen, wenn er ihn durch das Medium der theatralischen Darstellung zu komponiren versuchte; und da jede dieser Künste durch ihre verschiedenen Mittel und Zwecke oft weit von der andern abweichen muß, so würde er sich unnöthiger Weise den Beschränkungen beyder unterwerfen.

Es versteht sich von selbst, daß der moderne Künstler dasjenige in seinen Bildern, was uns in die Heroenwelt des Homer und Aeschylus versetzt, nicht aus der Luft greifen oder aus eignen Mitteln hervorbringen konnte. Man erwartet schon ein vertrautes Studium der Antike darin zu erkennen. Flaxman hat dieses aber nicht bloß in dem Umfange getrieben, wo es ihn als Bildhauer besonders anging; vielmehr wird man bey

seinen Umrissen an nichts so sehr erinnert als an die Bilder auf den griechischen (ehedem Etrurisch genannten) Vasen. Doch halte man dieß ja nicht für eine blinde und knechtische Nachahmung. Zwar kann es nicht fehlen, daß unter der großen Menge von Figuren nicht hier und da eine eigentliche Reminiszenz vorkommen sollte; allein im Ganzen hat Flaxman sich den Styl der Vasengemälde selbstständig angeeignet, und nach seinen Bedürfnissen mit Verstand und Eigenthümlichkeit modificirt. Unstreitig giebt es viele Punkte, worin ihnen der Zeichner von Umrissen besser folgen kann, als den Statuen und Basreliefs, namentlich im Wurf der Gewänder und der Anordnung und dem Puz der Haare. Was in der Natur durch die Leichtigkeit des Stoffes, durch das wechselnde Spiel der Bewegungen, auch wohl der Farben reizend ist, wird der Skulptur zur Masse: sie muß es also durch Form adeln, und die Umgebungen sich bedeutsamer an den Körper anschließen lassen; bauschige Falten und fliegende Wimpel von Stein hat sich nur der fehlerhafte Geschmack neuerer Bildhauer erlaubt. Schon eine gewisse Weitläufigkeit der Zuthaten, auch wo die Beschaffenheit des Stoffes sich weniger widersetzt, und der Körper nicht dadurch versteckt wird, würde an einer Statue leicht unverhältnißmäßig scheinen; z. B. die gewaltigen Helmbüschel auf unsern Umrissen, wodurch die Figuren nur desto svelter werden. Bey dem in den Vasengemälden häufig vorkommenden und hier daraus entlehnten weiblichen Kopfpuze, wo das Haar unten am Ende des Haarwuchses durch ein Band oder eine festere Stütze getragen, oder sonst ver-

hindert wird auf den Hals herabzufallen, geht es oft flammenartig so weit hinterwärts hinaus, als ich mich nicht erinnere, es an irgend einer alten Statue gesehen zu haben. — Auch für mancherley Verzierungen und Nebenwerke waren die Vasen vortreflich zu benutzen. Besonders sind die schönen Stickereyen an den Gewändern, womit sich die Skulptur natürlich nicht abgiebt, dort zu Hause. Allein Flaxman hat sich mit Recht gehütet, diese Dinge völlig mit der Ausführlichkeit zu behandeln, wie seine Vorbilder thun, denn es ist ein doppelter Umstand zu bemerken, der die Gattung derselben von der seinigen unterscheidet. Zuörderst ist es der seltzneren Fall, daß uns die Vasen Gegenstände darbieten, wobey es einzig auf Ausdruck und Handlung ankommt; meistens sind festliche Vorstellungen auf ihnen angebracht, die auf Gebräuche, Einweihungen, Siege in heiligen Spielen Bezug haben. Dabey sind folglich diese Dinge: Kränze, Geschmeide, gestickte Gewänder, Gefäße, Altäre u. s. w. etwas wesentliches, was nebst der häufigen Wahl der eben aufkeimenden Jugendblüthe in männlichen und weiblichen Gestalten, zu der üppigen Zartheit des Styls beyträgt, und Dorische Sitte zu charakterisiren scheint. Dann sind auch die Vasenabbildungen nicht bloße Umrisse, sondern wirklich Gemälde, obgleich meistens monochromatische, wo in die rothe Tinte, welche der äußerste Umriß ausfüllt, wieder stark mit schwarz hineingearbeitet werden darf, ohne daß ein Mißverhältniß entstünde. Einen bedeutenden Unterschied macht es noch, daß auf den Vasen mehrentheils die starken Verkürzungen vermieden und die Ge-

sichter ins Profil gekehrt sind. Schwerlich findet man auf irgend einer Base eine Verkürzung, wie die hineinwärts jagenden Rosse des Achill, auf dem Blatt, wo er den Hector schleift, oder eine so gerundete Gruppe wie die drey Töchter des Pandareus, die sich, von den Harpyien verfolgt, fest mit den Armen umschlingen. Wo es für den Gegenstand vortheilhaft war, hat Flaxman mahlerisch gruppirt und die Figuren auf verschiedene Plane gestellt; oft aber die dem Basrelief eigne Komposition angewandt, daß mehrere Figuren auf demselben Plane hinter oder gegen einander stehen, jede ganz für sich gilt, und kein Hintergrund vertieft wird. Hierin ist auch Symmetrie aber von einer ganz andern Art als die bey dem Dante erwähnte: es ist die gebildete Simplität eines Geschmacks, der sich nicht im unnütz schwierigen gefällt, sondern mit den leichtesten Mitteln grade zum Ziele geht. Hat die Handlung etwas gleichförmiges, so wird, wie mich dünkt, der Eindruck durch eine geordnete Wiederholung ruhiger und größer in die Seele gebracht. Man nehme z. B. das Blatt, wo Elektra mit drey Choephoren ein Trankopfer zum Grabe ihres Vaters trägt: alle gehen im Profil in gleicher Entfernung hinter einander, weinend, mit ähnlichen Gebärden, nur Elektra tiefer gebeugt. Eben so ist die Szene komponirt, wo Orestes und Polynices todt herbegetragen werden: voran der Herold, dann die beyden Leichen, jede auf den Achseln von zwey Kriegern getragen, hierauf in kleinen Entfernungen Antigone und Ismene, entgürtet, mit aufgelöstem Haar und die Hände ringend, endlich eine weibliche Person, die den Chor vorstellt.

Da die Vasengemälde aus einer ganz andern Kunstschule und andern Zeiten herrühren als die auf uns gekommenen alten Statuen, so weichen auch die Vorstellungsarten der Götter manchmal sehr ab: Flaxman hat sich daher in Kostum und Charakter an das uns bekanntere Herkömmliche gehalten, und z. B. dem Apollo immer die Haarschleife über der Stirn, die Schlankheit in den Hüften u. s. w. gegeben, womit wir ihn zu sehen gewohnt sind; auf den Vasengemälden könnten wir ihn bloß für einen mit Lorbeer bekränzten weichen Jüngling halten. Andre Gottheiten, wie Minerva, Iris, sind nicht zu verwechseln. Hingegen das Luftschreiten der Götter, das mit den Bildern Homers weit besser übereinstimmt als Fliegen oder Schweben, und eben durch das Seltsame des Anblicks so erstaunlich bedeutungsvoll für ihre unwiderstehlich schnelle Wirksamkeit wird, hat der Künstler den Vasen abgesehen. So stellt er Apoll und Diana vor, wie sie die Menschen mit ihren sanften Geschossen umbringen. Und wie herrlich führt Merkur die Seelen der Freyer in die Unterwelt! Den Caduceus in der Linken auf die Schulter zurückgelehnt, die Rechte in die kurze Chlamys gewickelt, die sich dadurch an den rechten Schenkel straff anzieht, und den linken gewaltig ausschreitenden unbedeckt läßt, ist er das Bild des behendesten Boten, und die Schatten, die hinter ihm, in Mäntel vermurrt, mit straubigem Haar und verwildertem Blick in die schauerlichen Regionen gedrängt hereinschweben, machen damit einen schönen Kontrast. — Das Luftschreiten ist auch an den Götterpferden bemerklich gemacht: ihre Hufe schlagen hinten ohne Ge-

genhalt weit aus, vorn sind sie stark angezogen. So auf dem Blatte, wo Pallas und Juno auf einer Quadriga zum Thor des Olympus hinausjagen, das ihnen die voranschwebenden Horen öffnen; auf dem nächsten treten die ausgespannten Pferde, von den Horen wieder in den Stall geführt, auf die Wolken mehr wie auf festen Boden, und die leichten Mädchen zwischen den sich bäumenden Rossen bilden eine reizende Gruppe. Die Pferde sind übrigens im Ganzen auf den Vasengemälden nicht eben das vorzüglichste, ein heutiger Pferdekennner würde sowohl gegen ihre Proportionen als die Art, die Beine zu setzen, manches einzuwenden haben. Unser Künstler hat daraus den Schnitt der Mähnen und die Art des Geschirres genommen, in der Zeichnung selbst aber hält er ein gewisses Mittel, so daß das fremde Ansehen der Thiere mit zu dem antiken Götter und Heldenkostum zu gehören scheint.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich an den einzelnen Darstellungen die Zartheit des Sinnes, womit Ruhe und lebendige Wahrheit, das Heroische und das Graziose verschmolzen ist, näher entwickeln wollte, und muß mich an wenigen Beispielen begnügen. Ein sehr gefälliges Bild macht die Szene zwischen Venus, Helena und dem aus der Schlacht entkommenen Paris. Der verführerische Weichling liegt in der Phrygischen Mütze zugedeckt auf dem Lager, und lauscht, den Arm auf das Polster gelehnt, auf den Ausgang der Unterhandlung zwischen jenen beiden. Neben der reich bekleideten Helena steht Venus nackt auf einem Wölkchen, neigt den Kopf anmuthig überredend zu ihr herab, und

legt ihr die linke Hand auf die Schulter. Helena steht nach vorn, mit eben dieser vom Paris abgewandt, nach dem sie jedoch über die Achsel hinsieht, die Finger der rechten Hand an der Wange, überlegt sie mit züchtig lästerner Miene. Nicht weniger zart ist die andre Hälfte der Geschichte gedacht: der wackre Hector tritt in voller Rüstung, den Schild auf den Rücken geworfen, herein, und redet seinen Bruder bestrafend an; am andern Ende sitzt Helena im Sessel zurückgelehnt, und giebt ihrem Schwager in der Stille Recht. Der schöne Paris, bis auf die Sohlen und die Phrygische Mütze nackt, steht in der Mitte, auf den Bogen gestützt, den er eben geglättet hat, und hört die Vorwürfe mit gesenktem Haupte an. Das Naive und Drollige in manchen Homerischen Erzählungen muß der Künstler ganz im richtigen Sinne gefühlt haben, so leise giebt er es an, ohne dem Edlen Abbruch zu thun. Wie außer sich vor Bestürzung und Schmerz ist die verwundete Venus, die von der Iris an beyden Händen zum Olymp gehoben wird, während Mars, ebenfalls verwundet, seitwärts sitzt! Grade so verzweifelt eine schöne Göttin, die man in den Finger gerißt hat. Nachher, wie die für Troja kämpfenden Götter luftschreitend wider ihre Gegner ziehn, und in dem regen Gewühl vorn an Diana und Apollo den Bogen spannen und Mars die Lanze schwingt, ist Venus durch Schaden gewizigt und hält sich ganz im Hintertreffen. — Eine ungemein artige Gruppe ist die, wo Eurynome und Thetis, jene ganz nackt, diese nur unterwärts von einem losen Gewande bedeckt, gegen einander knieend den kleinen vom Himmel herabgeschleu-

berten Vulkan auf ihren Armen halten; der alte Ocean sitzt kolossalisch in der Ferne dahinter, mit lang fließendem Bart und einem Kranze von Seethier-Köpfen.

Ganz eigen ist die Zeichnung von der Leukothea gedacht, die dem Ulysses ihre Binde giebt; nicht genau nach der Geschichte, allein die Vortheile der Abweichung fallen sogleich in die Augen. Dort setzt sich die Göttin auf den Rand des Fahrzeuges nieder, worin Ulysses noch schiffet: Hier ist es schon zertrümmert, und er schwimmt rücklings, einen Balken umarmend. Sie ist in gerader Richtung aus dem Meer empor gestiegen, ohne Bekleidung, die Schenkel und Beine an einander geschlossen, nur die Spitzen der Füße sind noch in das Wasser eingetaucht. Mit beyden über dem Haupt erhobnen Armen löst sie das mehrmals um ihre Haare, die zum Theil schon an beyden Seiten bis unter die Hüften flattern, gewundne Band. Ob *κενδεμνο* dieses bedeuten könne, und es alsdann nicht vielmehr *αυαδιον* heißen müßte, mag der Künstler mit dem Philologen ausmachen. In der Abbildung der Scylla ist die Idee des Dichters zuverlässig nicht getroffen, sie soll bey ihm offenbar ganz thierisches Ungeheuer seyn, mit sechs Köpfen und langen Drachenhälsen. Hier ist sie menschlich und zwar männlich gebildet, drey Gesichter sind sichtbar, und vier Arme, in deren jedem sie einen zapfelnden Gefährten des Ulysses hält; unterhalb des Leibes gehn aus gewundnen Schweifen eines Seethiers belende Hundsköpfe hervor, die, wie man weiß, ein neuer Zusatz sind. Indessen ist die Gestalt immer geschickter zusammengesetzt, als man sie zuweilen sieht,

und vielleicht ist das am meisten zu tadeln, daß der Zeichner sich überhaupt darauf eingelassen hat; denn auch treu nach dem Homer genommen, gäbe es immer nur einen abscheulichen Meerdrachen. In andern ähnlichen Fällen hat er sich vorsichtiger herausgezogen: der hundertarmige Briareus, von der Thetis zu Jupiters Schuß heraufgerufen, der, vollständig vorgestellt, wie eine Indische Gottheit aussehen würde, kommt hier erst mit dem riesenhaften Kopfe aus der Erde hervor und greift vorläufig nur noch mit sechs Händen an die Kluft, die er sich öffnet. Die andringenden Haufen der Schatten, welche den Ulysses fürchten lassen, die Gorgo werde erscheinen, sind zwar gräßliche Larven, aber von mannichfaltigem und furchtbarem Ausdruck. — Man kann keine sprechendere Gebärde sehn, als die der Nymphe Lampetie, wie sie dem Sonnengott den Verlust seiner geliebten Heerden ankündigt. Sie schwebt hinzu, ihr Gesicht ist gegen ihn in die Höhe gerichtet, die starren Arme hinterdasselbe zurückgeschlagen, während der Gott, bestürzt nach ihr umgewandt, die Zügel der Pferde plötzlich bis gegen die Schultern anzieht. In den Szenen zwischen Ulysses und dem göttlichen Sauhirten, und dann der Penelope entspricht der milde, erfreulich rührende Ausdruck der stillen Anhänglichkeit an häusliche Verbindungen, welche die ganze Odyssee beseelt; besonders ist Penelope, die zu dem lange bezweifeltsten Gemahl herantritt und ihn, die Hand um seinen Kopf gebogen, zum erstenmal umarmt, ein anmuthig sittiges Weib.

Ich weiß nicht ob ich mich irre, wenn ich, so sehr alle vier Sammlungen in Einem Geiste gearbeitet sind, die Umrisse zum Aeschylus für die vorzüglichsten halte, die der Künstler vielleicht durch die vorhergehenden Studien geübt, zuletzt unternahm. Es giebt ihnen schon einigen Vorzug, daß die Platten, deren Format übrigens nicht bey allen dasselbe ist, sondern sich nach den Bedürfnissen der Anordnung richtet, die größten sind. Die Gestalten des Aeschylus gehn eigentlich alle über Lebensgröße hinaus; man kann sagen, daß er, wie Sophokles die Heroen und Heroinen, die Götter am besten dargestellt habe, und unter diesen zwar die alten, die Titanen, wie Prometheus und die Eumeniden. Jener scheint mir auf dem letzten der zu dieser Tragödie gehörigen Umrisse im größten Charakter gerathen zu seyn: die unbezwingliche Kraft ist nicht durch übermäßige Schwellung der Muskeln sondern durch ihre Derbheit und scharfe Bezeichnung erreicht. Merkur ist eben nach der letzten vergeblichen Bothschaft weggeflogen, Prometheus erwartet mit drohend herumgewandtem Gesichte das Ungewitter; sein Troß, der die gespreizten Glieder, ungeachtet der Ketten, gewaltsam aufregt und die Fäuste ballt, wird durch die weiche Trostlosigkeit und Angst der zu seinen Füßen zusammengeschnittenen Oceaniden noch mehr gehoben. Hierzu passen die etwas volleren Formen, welche der Künstler den nackten oder halbbedeckten Nymphen gegeben hat, um ihr Element anzuzeigen, so wie auch ein paar von ihnen auf dem Blatt, wo sie herzufliegen, die Arme fast wie zum Schwimmen bewegen. Die Flügel, die sie haben, stez

hen zwar bey dem Aeschylus: warum müssen es aber grade Schmetterlingsflügel seyn? Vielleicht um eigentliche große Fittige zu vermeiden? Die Ankunft des Ocean auf dem Greif nimmt sich so schön und würdig aus, daß man nicht fragt, ob die Absicht des Dichters genau befolgt ist, bey dem das Thier ein vierfüßiger schnellgeflügelter Vogel heißt. Hier ist es als ein Bewohner der See mit Flossen gebildet, die Klauen an den Tazen, wovon die eine zum Fortschreiten durch die Luft gehoben, die andre mächtig niedergedrückt ist, sind durch eine Schwimnhaut verbunden, der Hals biegt sich schwanenartig, der Kopf hat Aehnlichkeit mit dem eines Pferdes. Der Ocean sitzt nachlässig gelehnt auf seinem Rücken, nach Art der Flußgötter, in der Linken das an der Schulter ruhende Ruder, die Füße sind durch den gewundenen Schweif des Thieres gesteckt. — Es ist eine von Flaxmans gewöhnlichen Feinheiten, daß die Göttheiten im Tempel zu Argos, wohin sich die Danaiden geflüchtet, im älteren Styl der Skulptur mit steif geordneten Locken und Flechten abgebildet sind. An den Danaiden als Aegyptierinnen ist durch Physiognomie und Tracht, durch die eckigen Zierrathen und Streifen der Zeuge, durch wunderlich gekräuselte oder ganz schlichte Haare, wovon ein starker Streif hinter dem Ohr hinunter vor die Schulter fällt, das Ausländische und Barbarische sehr gut ausgedrückt. Zwar konnte dieß dem Zeichner nicht entgehen: der Dichter hat einen solchen Nachdruck darauf gelegt, daß es ihm vielmehr zum Verdienst anzurechnen ist, wenn er nicht übertrieb. Der König Pelasgus sagt zu den Danaiden, da sie

ihm erklärt haben, ihr Geschlecht stamme aus Argos ab:

Unglaublich lautets, fremde Jungfrau, meinem
Ohr,

Daß ihr mit uns sollt sprossen aus Argeier Stamm,
Denn nach dem Ansehn seydt ihr Weibern Libyens
Vielmehr vergleichbar, keineswegs einheimischen.
Auch Neilos etwa möchte solch Gewächs erziehn,
Dergleichen Wesen prägt den Frauenbildungen
In Kypros Eiland Zeugekraft der Männer auf.
So sollen Jnderinnen auf berittener
Kameele Rücken welt umherziehn, deren Land
Angränzend fernhin bey den Aethiopen liegt.
Den männerlosen starken Amazonen auch,
Wosfern ihr Bogen führtet, möcht' ich euch gar
sehr

Vergleichen. Darum thut mir das belehrend kund,
Wie eure Herkunft, euer Sam' Argeilisch sey.

Es ist eine von den Stellen, wobey man den kolossalischen
Kothurn des Aeschylus lächelnd bewundern kann,
der im Tragischen eben so naiv ist, wie Homer im Epos.
Ausdruck und Gegensatz ist vortrefflich auf dem Bilde,
wo der Aegyptische Herold eins von den Mädchen bey
den Haaren wegschleifen will, und der edle König mit
halbgezognem Schwert herbeyeil und ihm zuruft:

Du höhnst, Barbar! Hellenen mit zu feckem Muth.

Bey der sonst feurigen und doch einfachen Komposition
vom Schwur der sieben Helden gegen Thebe, hat ein-
mal ein moderner Gebrauch zu fest in der Fantasie des
Künstlers gehaftet, als daß er den Irrthum hätte wahr-
nehmen sollen. Sie stehen nämlich in ihrer Rüstung
und mit den Schilden gegen einander, drey an einer,

vier an der andern Seite des geschlachteten Stiers, und halten alle den Daum und die nächsten zwey Finger in die Höhe, welches gewiß nicht die griechische Weise zu schwören war. Nach dem Aeschylus scheint es, als hätten sie bey dem Schwur die Hand in das Blut des Opfertieres getaucht; sollten Hände erhoben werden, so mußten es wenigstens beyde seyn, wie bey dem Beten. Auch ist der Dichter offenbar mißverstanden, wenn Apollo an dem Zweykampf der Brüder Antheil nimmt, und den Bogen gegen Polynices spannt: dieß soll sich auf v. 806—808 gründen. Die Szenen aus dem Agamemnon, den Choephoren und Eumeniden sind ganz in dem ernstesten Sinne dieser großen tragischen Verkettung gezeichnet. Auf die festliche Rückkehr Agamemnons wirft Cassandra neben ihm auf der Quadriga einen Schatten trüber Ahndung; nachher steht Klytämnestra mit dem Beil als erhabne Verbrecherin unerschüttert hinter der Leiche ihres in das Badegewand verwickelten Gemahls, dem zu beyden Seiten der Chor traurend kniet; da hingegen Orestes den Zoll der Menschlichkeit für seine Gräueltthat bezahlt, und mit Entsetzen flüchtet. Das Ganze krönt die Schlußszene aus den Eumeniden. An der einen Seite sitzen die alten schweigenden Richter auf ihrem Thron; vor ihnen steht Orest, noch in schwermüthiger Stellung; vor diesem Athene und weiter hineinwärts Apollo. Jene redet den Eumeniden gegenüber zu: sie ist die Weisheit und Ueberredung in schöner weiblicher Gestalt, der selbst die Töchter der Nacht nicht widerstehen können, und sich mit gesenkten Fackeln, wie über ihre eignen gemilderten Gefinnungen verwundert,

zum friedlichen Abzuge anschieken. — Aus den Persern ist kein einziger von den auf dem Theater vorkommenden Auftritten behandelt; die Gegenstände sind: ein Traumgesicht der Atossa, ein Gefecht, wo Persische Krieger von einem Berge herabgestürzt werden, und die gebeugte und knieende Asia mit den zerbrochenen Insignien ihrer Herrlichkeit. Sonst sind noch auf verschiedenen Blättern zu den andern Tragödien bloße dichterische Bilder und Anspielungen, wie beym Dante, zu pittoresken Fantasten entfaltet.

Wenn man andre Dichter des Alterthums auf ähnliche Weise mit Zeichnungen begleiten wollte, so würden besonders Hindars Oden unübersehlich viele Veranlassungen zu der zuletzt erwähnten Gattung geben; doch kommen ja auch viele ausführlich erzählte Mythen und Geschichten bey ihm vor. Dann ist Sophokles und Euripides noch unberührt, und der göttliche Aristophanes, für den mit genialisch entworfenen Bildern eine ganz neue Epoche des Verständnisses angehen würde. Die Vasengemälde, die eine Menge komische Maskenfiguren enthalten, würden hierzu wiederum ein wesentliches Studium seyn. Ohne noch zu den späteren Dichtern der Griechen und zu den Römern herabzusteigen, Welch ein unermessliches Feld für den Künstler, der sich berufen fühlte, mit Flaxman zu wetteifern! Auch in den von ihm geschmückten Gedichten ist noch etwas mehr als Nachlese zu halten: ich will hier nur als Beyspiel erinnern daß unter den Umrissen zur Ilias der berühmte Abschied der Andromache vom Hector fehlt.

Indem ich lebhaft wünsche, daß uns bald ein Deutscher Künstler mit eben so schönen Einladungen zum Genuß der alten Poesie beschenken möge, und mich freuen würde, wenn dieser Aufsatz etwas beitrüge die Aufmerksamkeit dahin zu lenken, kann ich nicht vergessen, daß die Dichter auch das ihrige thun müssen, ihre Vorbilder bey uns einheimisch zu machen, und daß unter andern, bey allen Fortschritten in diesem Fache, poetische Uebersetzungen, woraus der Deutsche Leser die sämtlichen Dramatiker der Griechen und den Pindar nach Würden könnte schätzen lernen, zu den Aufgaben gehören, die immer noch ihren Meister suchen.

III.

Der rasende Roland.

Filfter Gesang.

Angabe des Zusammenhanges.

Roland, der überall die entflohene Angelica aufsucht, wird an der Gränze der Normandie zu einer Unternehmung gegen die jenseits Irland gelegene Insel Ebude aufgefordert, wo täglich Mädchen und Frauen, die von Korsaren gefangen und gekauft sind, einem Seeungeheuer zur Speise überliefert werden. Er nimmt es um so eher auf sich, weil er seine Geliebte dort vielleicht zu finden und zu retten hofft. Widrige Winde nöthigen ihn in die Mündung der Schelde einzulaufen, wo ihm Olimpia, Tochter eines Grafen von Holland, ihre Geschichte erzählt und ihn um Hülfe bittet. Der König der Friesen Cimosco hat sie zwingen wollen seinen Sohn zu heirathen; da sie es aus Treue gegen ihren abwesenden Geliebten, den Herzog von Seeland Biren, verweigert, bekriegt er ihren Vater, bringt ihn und ihre Brüder um, durch Hülfe eines Feuegewehres welches er besitzt, und beraubt sie

ihres ganzen Erbtheils. Sie fügt sich scheinbar in die Verbindung mit seinem Sohn, läßt ihn aber bey dem Eintritt in die Brautkammer ermorden, und rettet sich durch die Flucht. Unterdessen wird Viren, der eine Macht zu Olimpia's Beystande ausgerüstet hat, gefangen genommen, und der Friesenkönig droht ihn hinzurichten, wenn sich Olimpia nicht vor Verlauf einer gewissen Zeit freiwillig in seine Gewalt begiebt. Hiezu ist sie auch entschlossen, nur bittet sie Roland, auf Erfüllung des Vertrages, daß nämlich Viren dagegen befreyt werde, zu dringen. Roland erlegt den Cimoseo, befreyt den Viren, setzt ihn und Olimpia in ihre Besitzungen wieder ein, und verlangt von der ganzen Beute nur das Feueergewehr, welches er in den Grund des Meeres versenkt, damit sich die noch unbekante Erfindung nicht weiter verbreite. Hierauf schiffet er sich wieder nach der Insel Ebude ein. Olimpia vermählt sich mit Viren, auf der Rückfahrt von Holland nach Seeland werden sie von widrigen Winden abwärts getrieben, und landen an einer wüsten Insel, wo Viren, der schon eine neue Leidenschaft für die Tochter des Friesenkönigs gefaßt hat, die schlafende Olimpia verläßt. — Rüdiger hat sich mit Hülfe eines Ringes, den ihm seine geliebte Bradamante durch Melissen zugeschickt, aus Alcimens Zauberpalast gerettet, und ist in Logistillens Reiche aufgenommen worden, die ihn den Hippogryphen zähmen lehrt. Bey seinen Irrfahrten durch die Luft findet er sich zufällig über Ebude, als grade die von Seeräubern entführte Angelica nackt an einen Felsen gebunden ist, um von dem Ungeheuer verschlungen zu werden. Er bekämpft es aus der Luft mit seiner Lanze, da er aber die Haut des Seethiers undurchdringlich findet, und durch das emporgespritzte Wasser in Gefahr geräth, entblößt er seinen verzauberten diamantnen Schild, der es blendet und betäubt. Vorher hat er der Angelica seinen Ring an den Finger gesteckt, damit er den Zauber nicht unwirksam mache, und

auch, um sie nicht zugleich mit zu blenden. Während das Seethier erstarrt daliegt, entfesselt er Angelica, nimmt sie auf den Hippogryphen und läßt sich an der äußersten Spitze von Bretagne mit ihr in einem Gehölze nieder, wo wir ihn zu Anfange des eilften Gesanges finden.

1.

Wiemohl ein muthig Roß zurück sich wenden
In vollem Lauf vom schwachen Zügel läßt,
Hält die Vernunft doch selten in den Händen
Den Saum der wüthenden Begierden fest,
Wenn des Vergnügens Reize sie verblenden;
So wie der Bär den Honig nicht verläßt,
Wenn der Geruch ihm in der Nase steckt,
Wenn er ein Tröpfchen am Gefäß geleckt.

2.

Was könnte wohl den wackern Rüb'ger zähmen,
Nicht alles, was die Sinne nur verlangen,
Der reizenden Angelica zu nehmen,
Die nackt mit ihm im stillen Busch befangen?
Um Bradamante wird er sich nicht grämen,
An der sein Herz so innig sonst gehangen.
Und ist sie auch in seinem Sinn geblieben,
Er wär ein Thor, nicht diese auch zu lieben;

3.

Wey der nicht besser seiner Keuschheit Größe
Xenocrates bewiesen hätt' als er.
Er sucht in Eil, wie er die Rüstung löse,
Schon abgeworfen hat er Schild und Speer:
Als sie, die Augen schambast auf die Blöße
Des holden Leibes senkend, ungefähr
Den kostbarn Ring am Finger sich erblickte,
Den in Albracca ihr Brunell entrückte.

4.

Dies ist der Ring, womit sie auf sich machte
Nach Frankreich, als sie dort zuerst erschten
Mit ihrem Bruder, der die Lanze brachte,
Die dann Astolf geführt, der Paladin;
Womit sie alle Zaubereyn verlachte
Des Malegys, am Steine des Merlin,
Und Roland eines Tags und andre Leute
Aus Dragontinens Sklaverey befreyte;

5.

Womit sie unsichtbar dem Thurm entsprungen,
In den ein böser Alter sie gebannt.
Doch warum zähl' ich auf, was ihm gelungen?
Euch sind die Wunder ja wie mir bekannt.
Brunell war selbst bis in ihr Schloß gedrungen
Ihn ihr zu stehlen für den Agramant.
Selt dem war stets das Glück ihr ungewogen,
Bis es zuletzt sie um ihr Reich betrogen.

6.

Da sie ihn, wie gesagt, am Finger schaut,
Ist sie so voll von Staunen und Vergnügen,
Daß sie der Hand, dem Auge kaum vertraut,
Und sorgt, daß eitle Träume sie betrügen.
Sie zieht ihn ab, nimmt leise und ohne Laut
Ihn in den Mund, und schnell, wie Blitze fliegen,
Ist sie den Augen Rüdigers versteckt,
So wie die Sonne, wenn sie Nebel deckt.

7.

Nach allen Seiten sieht sich Rüd'ger um,
Und macht im Kreise, wie ein Toller, Sprünge.
Allein er bleibt vor Scham und Aerger stumm,
Sobald ihm etwas einfällt von dem Dinge,
Flucht dann auf sich, und schilt sich blind und dumm,
Daß er gefallen sey in diese Schlinge.
Er klagt der Schönen schwarzen Undank an,
Die ihm, zum Lohn der Rettung, dieß gethan.

8.

O undankbares Mädchen! konnt' ich glauben,
So sagt er, daß ich dieß verdient um dich?
Was willst du doch den Ring mir lieber rauben,
Als zum Geschenk von mir ihn haben? Sprich!
Gern will ich alles deinem Wunsch erlauben,
Nimm meinen Schild, mein Flügelroß, und mich.
Nur daß du mir dein holdes Antlitz zeigest!
Ich weiß, du hörst, Grausame, und du schweigst.

9.

Der Horn wird häufig rings von ihm umgangen,
Und wie ein Blinder tappt er, weil er ruft.
Wie oft, indem er wähnt, sie zu umfassen,
Greift er mit seinen Armen leere Luft.
Sie ist indes schon weit davon gegangen,
Und ruht sich erst bey einer Felsengruft,
Geräumig, tief in einen Berg gegründet,
Wo sie an Nahrung ihr Bedürfnis findet.

10.

Ein alter Hirt, der eine große Heerde
Von Stuten hat, pflegt hier sich einzustellen.
Im Thale irrend weideten die Pferde
Das zarte Gras am Rande frischer Quellen,
Und senkte dann des Mittags Glut die Erde,
So wurden sie rings um die Höhl' in Ställen,
Davor bewahrt: hier weilt Angelica
Den ganzen Tag, derweil sie niemand sah.

11.

Am Abend glaubt sie neugestärkt zu seyn,
Ihr scheint nicht nöthig, hier zu übernachten.
Sie wickelt sich in grobe Tücher ein,
Allzu verschieden von den heltern Trachten,
Die sonst von allen Farben, zart und fein,
Die Dienertinnen ihr zum Schmuck erdachten.
Und doch, die niedre Hüll' um ihren Leib,
Erscheint sie als ein schön und edles Weib.

12.

Wer Amaryllis preiset und Neären
Und Galaten, die flücht'ge, schweige still:
Denn keine war so schön, ich will's bewähren;
Ihr müßt verzeihen, Thyrsis und Myrtill!
Die Schöne wählt nun aus der Schaar der Nähren
Sich eine aus, die sie am liebsten will.
Es steigen jetzt Gedanken in ihr auf,
Nach Morgenland zu lenken ihren Lauf.

13.

Doch Rüdiger, der nichts hat unterlassen,
Und lang' umsonst gehofft, sie zu erbitten,
Muß endlich ins Unmögliche sich fassen,
Und merkt, sie sey schon fern von seinen Tritten.
Er geht dahin, wo er sein Pferd gelassen,
Für Himmel und für Erde gleich beritten;
Und findet, daß es, nach zerrißnem Zügel,
Sich in die Luft erhebt auf freyem Flügel.

14.

Es war ein großer Zuwachs seiner Schmerzen,
Daß er nunmehr den Greifen auch vermißt.
Zur Qual gereichts nicht minder seinem Herzen
Als die an ihm gelungne Weiberlist.
Allein am wenigsten kann er verschmerzen,
Daß ihm der theure Ring verlohren ist,
So sehr nicht um die Kräfte, die drin leben,
Als well sein Fräulein ihm dieß Pfand gegeben.

15.

Er legt den Harnisch, deß er sich entladen,
Unmuthig an, den Schild dann auf den Rücken.
So wendet er sich von des Meers Gestaden
Zu einem weiten Thal, das Wälder schmücken,
Und forschet immer nach gebahnten Pfaden,
Wo er in schatt'ger Nacht sie kann erblicken.
Er gling nicht weit noch, als im dicksten Wald
Zur rechten ihm ein laut Getöf' erschallt.

16.

Er hört Getöse und ein furchtbar Klirren
Geschlagner Waffen, eilt dahin zu gehn
Durch Sträucher, die er mühsam muß entwirren,
Und findet zwey im engen Raum sich drehn,
Die sich durch nichts im Kampfe lassen irren,
Und heiß erblittert sich aufs Leben gehn.
Der Ein' ein Riese, wild wie ein Gewitter,
Der andre ist ein wackerer kühner Ritter.

17.

Und dieser schirmt mit dem Schild und Schwert,
Nach allen Seiten springend, sich behende,
Daß nicht auf ihn die Keule niederfährt,
Womit ihm drohn des Riesen beyde Hände,
Und auf dem Plaze liegt schon todt sein Pferd.
Hier wartet Rüd'ger, wie der Kampf wohl ende;
Bald neigt sich sein Gemüth, der Wunsch wird rege,
Daß doch der Ritter überwinden möge.

18.

Nicht daß er ihm deswegen Hülf' ertheile.
Er tritt beyseht, zu sehen was geschieht.
Sieh da! der Große traf mit schwerer Keule
Des Kleinern Helm, der sie zu langsam mied.
Der Ritter fällt zu Boden von der Deule;
Der andre, der betäubt ihn liegen sieht,
Entschnallt den Helm, auf ihn herabgebücket,
Und macht, daß Rüd'ger sein Gesicht erblicket.

19.

Er sah das Antlitz seiner schönen, süßen,
Geltliebtesten Geblertin Bradamante
Vor sich enthüllt, und wie er in des Niesen
Vom Tod bedrohten Gegner sie erkannte,
So kann kein Pfell zum Ziele schneller schießen,
Als er auf ihn mit bloßem Degen rannte.
Doch der heut keinem zweyten Kampf den Leib,
Und wirft die Arm' um das ohnmächt'ge Weib.

20.

Er nimmt sie auf, und trägt sie auf dem Nacken,
So wie der Wolf hinweg das Lämmchen trägt,
So wie der Adler in den Klau'n zu packen
Die Taube oder andre Vögel pflegt.
Sogleich ist Rüdiger ihm auf den Hacken:
Kein Hell für ihn, als wenn er sie erjagt.
Allein mit so gewalt'gem Schritt entweicht
Der andre, daß sein Aug' ihn kaum erreicht.

21.

Der eine Hef, der andre setzte nach,
Auf einem Pfad, bedeckt von braunen Schatten,
Der immer sich erweiternd allgemach,
Sie aus dem Walde führt auf offne Matten.
Doch jetzt zum Roland, mehr hievon hernach!
Die Waffe, die dem Friesenfürst zu Statten
Gekommen war, hatt' er in Meeresgründe
Geworfen, daß kein Mensch sie jemals fände.

22.

Doch wenig half es, denn der alte Sünder,
Der immerdar das Heil der Menschen stört,
Der von dem ird'schen Blitze war Erfinder
Nach dessen Bild, der aus den Wolken fährt,
Ließ nicht zu minderm Fluch für Eva's Kinder,
Als da er mit dem Apfel sie bethört,
Uns Licht sie ziehn durch einen Nekromanten,
In Zeiten, die noch unsre Väter kannten.

23.

Das höllische Geräth, aus jenen Tiefen
Auf hundert Klafter wohl heraufgebannt,
Wo selne Kräfte lange Jahre schliefen,
Ward erst getragen in der Deutschen Land.
Die singen's an auf manche Art zu prüfen,
Der arge Feind schärft' ihnen den Verstand
Zu unserm Schaden, und so fanden sie
Des Dings Gebrauch zuletzt nach vieler Müh.

24.

Bald ist Italien, Frankreich, allen Reichen
Der Welt, dieß grause Kunststück aufgeschlossen.
Hier muß sich Erz in glüh'nder Ess' erweichen,
Und wird in hohle Formen dann gegossen;
Dort bohrt man Eisen; Namen giebt's und Zeichen,
Für tausend neue Arten von Geschossen.
Von Büchsen, Mörsern, hört man mit Erstaunen,
Einfachen bald, bald doppelten Karttaunen.

25.

Feldschlangen, Feuerkazen, Falkonetten,
Und wie sie sonst die Meister nennen mögen,
Wovor nicht Stahl noch Marmorwände retten:
Sie bahnen sich den Weg mit Donnerschlägen.
Ach, armer Krieger! bring zu Schmiedestätten
All deine Waffen, ja sogar den Degen,
Und schultre die Muskete nur statt dessen,
Sonst, glaub mir, wird kein Sold dir zugemessen.

26.

Wie fandst du je, verbrecherische, schändte
Erfindung, Raum in eines Menschen Sinn?
Durch dich ist jetzt das Feld des Ruhmes öde,
Durch dich der Waffen schönster Preis dahin.
Daß keiner sich, dem Arm zu traun, entblöde!
Denn Muth und Tapferkeit bringt nicht Gewinn.
Durch dich vollführt Gewandheit, Kühnheit, Stärke,
Nicht auf dem Kampfplatz mehr der Prüfung Werke.

27.

Durch dich erlag schon, und wird noch erliegen
So große Zahl der edlen Herrn und Ritter,
Oh wir das Ende sehn von diesen Kriegen,
Für alle Welt, mehr für Italien bitter.
Drum sagt' ich, und es kann gewiß nicht trügen:
Von allen, die nur säugten ird'sche Mütter,
War dieser gräuelvollen Künste Meister
Der böseste, gehässigste der Geister.

28.

Und immer glaub' ich, daß ihn Gott verflucht
Zum tiefsten Abgrund in den Höllenreichen,
Wo er, vermaledeyet und verrucht,
An Judas Seele findet seines Gleichen.
Doch folgen wir dem Ritter, welcher sucht
In Eil Ebuda's Eiland zu erreichen,
Wo man die jungen Frauen, schön und zart,
Zur Spelse für ein Seeunthier bewahrt.

29.

Allein, je mehr der Ritter Eile heget,
Je minder, scheint es, fragt der Wind darnach.
Ob er sich rechts, ob von der linken reget,
Ob selbst im Rücken: immer ist er schwach,
So daß er kaum das Fahrzeug fortbeweget,
Und unterweilen läßt er gänzlich nach.
Bald müssen sie, von vornen angegriffen,
Umkehren, oder hin und wieder schiffen.

30.

Denn Gottes Wille wars, daß er nicht ehe,
Als Irlands König, kam' an jenen Strand,
Auf daß mit größrer Leichtigkeit geschähe,
Was euch in wenig Blättern wird bekannt.
Da sie sich sahen in der Insel Nähe,
Sprach Roland zum Mören: Halt hier Stand,
Bleib mir das Boot! Ich will zum Felsen eben
Ohn' anderes Geleit mich hinbegeben.

31.

Und lege mir das stärkste Tau hinein
Den größten Anker, so im Schiff vorhanden.
Du sollst schon sehn, wozu es gut wird seyn,
Wenn ich das Ungeheu'r im Kampf bestanden.
Man warf die Schlupp' ins Meer mit ihm allein,
Und dem Geräth, das sie am besten fanden.
Die Waffen alle, bis auf seinen Degen,
Ließ er zurück; und so der Klipp' entgegen.

32.

Er zieht die Ruder an und kehrt den Rücken
Der Seite zu, wo er zu landen strebt.
So pflegt der Krebs ans Ufer anzurücken
Wenn er sich aus der salzen Tiefe hebt.
Es war die Stunde, wo vor Phöbus Blicken
Aurora schön in goldnen Haaren schwebt,
Der halb sich zeligend schon, und halb verstecket
Die Eifersucht des alten Titan wecket.

33.

Er naht dem nackten Fels bis auf die Wette,
Die wohl ein Stein durchstiegt aus rascher Hand.
Ihn dünkt, daß in sein Ohr ein Stöhnen gleite,
Allein so schwach, er hätt' es kaum erkannt.
Er wendet nun sich ganz zur linken Seite,
Und sieht, den Blick gerichtet auf den Strand,
An einen Stamm gebunden, unverhohlen
Ein nacktes Weib, vom Meer bespült die Sohlen.

34.

Noch kann er, wer sie sey, sich nicht enthüllen,
Denn sie ist fern und senkt ihr Antlitz nieder;
Sie zu erkennen, reizt ihn Wunsch und Willen,
Er rudert hin und rühret frisch die Glieder.
Allein er hört indeß die Küste brüllen,
Die Wälder und die Höhlen hallen wieder,
Die Wogen schwellen: seht das Unthier kommen!
Die See verbergend, kommt es angeschwommen.

35.

Wie von Gewittern schwanger und von Güssen
Die Wolke steigt aus dunklem, feuchtem Thal;
Sie deckt die Welt mit nächt'gen Finsternissen,
Und zu erlöschen scheint des Tages Strahl:
So schwimmt das Seethier, und dem Blick entrissen
Wird von der Last die See mit Elnem Mahl.
Die Wogen brausen: Roland schaut, der kühne,
Gefast es an, ihm wankt noch Herz noch Mlene.

36.

Besonnen achtet er auf alle Sachen,
Und regt sich schnell, was er beschließt, zu thun.
Zugleich das Fräulein vor dem Meeresdrachen
Zu schirmen und zu kämpfen, wirft er nun
Sich zwischen ihn und sie mit seinem Rachen;
Er läßt sein Schwert still in der Scheide ruhn,
Nimmt bey dem Tau das Anker in die Hand,
Und hält mit großer Brust dem Unthier Stand.

37.

Raum naht der Kraken sich mit großen Schwüngen,
Und nimmt im Rahn ihn wahr auf wenig Schritte,
So öffnet er den Rachen zum Verschlingen,
Daß wohl ein Mann zu Pferd hinein da ritte.
Doch Roland eilt, ihm in den Schlund zu dringen
Mit seinem Anker, und (bemerkt, ich bitte!)
Auch mit dem Boot; und läßt des Ankers Zacken
Den Gaumen und die weiche Zunge packen.

38.

So daß die furchtbarn Kiefern, ausgereckt,
Sich weder senken noch erheben mögen.
So pflegt der Bergmann, der im Schachte steckt,
Wo er sich Bahn macht, Stützen anzulegen,
Damit ihn nicht ein jäher Sturz bedeckt,
Indeß er forschet nach des Erzes Wegen.
Des Ankers Spitzen trennt ein solcher Raum,
Im Sprung erreicht die obre Roland kaum.

⊗

39.

Sobald die Stütze steht, und er die Pforten
Der Kehle weiß gesichert hinter sich,
Zieht er sein Schwert, und führt bald hier, bald dorten,
In dieser dunklen Höhle Hieb und Stich.
Wie man sich wehren kann in festen Orten,
Wenn sich der Feind schon in die Mauern schlich:
So viel kann auch das Ungeheuer machen,
Da es den Ritter trägt in seinem Rachen.

40.

Bald schleudert es vor Schmerz sich auf die Wellen
Und zeigt den Rücken und die schupp'gen Seiten,
Taucht bald den Bauch bis zu den kleinsten Stellen,
Daß Sand und Schlamm sich rings herum verbreiten.
Doch Frankreichs Ritter, da die Wasser schwellen,
So rettet er mit Schwimmen sich bey Zeiten.
Er läßt den Anker sitzen, und ergreift
Das Tau, das hintennach am Anker schleiftet.

41.

Und schwimmt damit in Eil zum Felsenstrande;
Da faßt er Fuß, und zieht den Anker leicht
Zu sich heran, der an des Schlundes Rande
Die Spitzen einbohrt, und nicht wankt noch welcht.
Das Ungeheuer folgt dem hantsuen Bande,
Gezwungen durch die Kraft, der keine gleicht,
Die Kraft, von der Ein Rucken mehr kann helfen,
Als wie ein Krahn zu ziehn vermag in zwölfen.

42.

Gleich einem wilden Stier, der eine Schlinge
Sich fühl't ums Horn geworfen unversehn:
Er kommt nicht los, wie er auch tob' und springe,
Mit Wälzen, Ausstehn und im Kreise Drehn;
So schnellt das Seethier sich in tausend Ringe,
Es folgt dem Strick und kann ihm nicht entgehn,
Aus seinem altgewohnten Aufenthalt
Gezogen nun durch jenes Arms Gewalt.

43.

Sein Schlund ergießt so große Ströme Blut,
Daß heut dieß Meer das rothe könnte heißen.
Da schlägt sein Leib mit solcher Macht die Flut,
Ihr sähet sie bis auf den Grund zerreißen;
Den Himmel badend, und der Sonne Blut
Verbergend, dann zerstäubt empor sie schmeißert.
Das Tosen hallet wieder in den Lüften,
Von Berg und Wald und ferner Ufer Klüften.

44.

Der alte Proteus kommt aus seiner Grotte
Bey dem Geräusch hervor, und da er sieht
Wie Roland furchtbar haust, und als zum Spotte
Den riesenhaften Fisch ans Ufer zieht,
Erschrickt er, daß er die zerstreute Rotte
Bergessend, durch den Ocean entflieht.
Der Aufruhr mehrt sich: die Delfin' am Wagen,
Will selbst Neptun zum Mührenlande jagen.

§ 2

45.

Die Nereiden, mit zerstreuten Haaren,
Und Ino, weinend auf dem Arm den Sohn,
Eritonen, Glauken, und die andern Schaaren,
Sie wußten nicht, betäubt, wohin sie flohn.
Doch Roland kann nun seine Kräfte sparen,
Ermattet ist das grause Seethier schon,
Und eh es auf dem Sand noch angekommen,
Hat Qual und Noth das Leben ihm genommen.

46.

Vom Eiland hatten sich nicht wenig Leute
Hinzugedrängt, zu schau'n die seltne Schlacht,
Von denen, weil verletzter Bahn sie reute,
Das heil'ge Werk für Frevler ward geacht.
Sie sagten, daß es neues Unglück deute,
Daß Proteus Grimm, noch ärger angeacht,
Verbreiten auf dem Land die Meeresheerde,
Und ganz den alten Krieg erneuern werde.

47.

Und besser sey es, Gnade zu erflehen
Von dem erzürnten Gott, eh sie es büßen;
Das könne nur durch Rolands Tod geschehen,
Wenn sie zu Proteus Sühn' ins Meer ihn stießen.
So wie von Brand zu Brand die Flammen wehen,
Und bald sich über eine Fläch' ergießen:
So stürmt die Wuth aus Einer Brust in alle,
Daß Roland in die Flut als Opfer falle.

48.

Der waffnet sich mit Schleuder, der mit Bogen,
Mit Lanz' und Degen ist ein Andrer da.
Sie greifen ihn, zum Strand hinabgezogen,
Von allen Selten an, und fern und nah.
Der Ritter sieht unglaublich sich betrogen,
Da ihm so undankbare Schmach geschah;
Der Tod des Kraken wird an ihm gerochen,
Wovon er Lohn und Ehre sich versprochen.

49.

Allein so wie, gezogen auf die Märkte
Von Russen oder Pohlen, wohl der Bär
Die Hündchen, deren Muth die Zahl verstärkte,
Ganz ohne Furcht läßt klaffen um sich her,
Und thut nur nicht, als ob er sie bemerkte:
So fürchtet auch der Ritter sich nicht sehr
Vor dem Gesindel, weil er ihre Mengen
Mit Einem Hauch kann aus einander sprengen.

50.

Wie er sich dreht und Durlindana zückt,
Sind sie behend, sich aus dem Weg zu raffen.
Es hatte sich das tolle Volk berückt,
Als würd' er wenig Händel ihnen schaffen,
Weil seine Schultern nicht der Harnisch drückt,
Kein Schild am Arm, noch irgend andre Waffen.
Daß seine Haut so hart wie Diamant
Von Kopf zu Fuß, war ihnen nicht bekannt.

51.

Was Andre nicht am Roland können üben,
Ist ihm darum an ihnen nicht verwehrt.
Er tödtet dreyßig mit ein Duzend Hieben;
Berrechn' ich mich, so ist's der Müß nicht werth.
Bald hat er sie vom Strande rings vertrieben,
Die Frau zu lösen, schon sich hingekehrt,
Als neuer Aufruhr und ein neues Toben
Von einer andern Seite sich erhoben.

52.

Da die Barbaren hier die ganze Zeit
Beschäftigt wurden von des Ritters Siegen,
So waren die von Irland ohne Streit
An manchem Ort der Insel ausgestiegen.
Und ohn' Erbarmen mußte weit und breit
Vor ihren Streichen alles Volk erliegen.
Sey's Grausamkeit nun, oder strenges Recht,
Sie achteten noch Alter noch Geschlecht.

53.

Die Gegenwehr kann nichts beynah bedeuten,
Der Anfall war zu unversehns genah,
Die kleine Stadt besetzt von wenig Leuten,
Und diese wen'gen wußten keinen Rath.
Gplündert ward das Gut, der Flamme Beuten
Die Häuser, und das Volk gemäht wie Saat.
Die Mauern machte man dem Boden eben,
Und ließ nicht Eine Seele drinnen leben.

54.

Roland, als ob ihm alles nichts verschlüge,
Geschrey und lautes Toben, Sturz und Brand,
Ging hin zu ihr, die an der Felsenstiege
Dem Seeunthier zum Raub gefesselt stand.
Ihn dünkt, er seh' an ihr bekannte Züge,
Je mehr er naht, je mehr scheint sie bekannt.
Olimpia ist's, er hat sich nicht geirrt,
Der solch ein Lohn für ihre Treue wird;

55.

Olimpia, der nach dem erlittenen Harne
Vom Amor, auch das Glück sich grausam wies,
Und sie denselben Tag von einem Schwarme
Seeräuber nach Ebuda führen ließ.
Wie er zum Felsen kehrt, erkennt die Arme
Den Roland auch; doch ihre Blöße hieß
Das Haupt sie senken, und sich nicht entblößen
Ihn anzusehn, geschweiz ihn anzureden.

56.

Roland befragt sie, Welch ein hart Geschick
Zu dieser Insel sie von dort verschlagen,
Wo er sie ließ, in des Geliebten Blick
Beseligt, mehr als Worte können sagen.
„Ich weiß nicht, Ritter,“ gab sie ihm zurück,
Soll ich euch danken oder mich beklagen?
Euch danken, daß ihr meinen Tod gewendet?
Beklagen, daß mein Elend heut nicht endet.

57.

Ich muß euch danken, daß ihr mich bewahrt
Vor einem allzuschmählichen Verderben;
Denn allzuschmählich wär die Todesart,
Im eflen Bauch des Ungeheuers sterben:
Doch dank' ichs nicht, daß ihr mein Leben spart,
Weil nur der Tod mir Lindrung kann erwerben.
Ich werd' euch danken, wenn ihr mir ihn gebt,
Der einzig aller Qual mich überhebt.

58.

Dann fährt sie fort mit Jammern zu erzählen,
Wie ihr Gemahl verrätherisch verfahren,
Der ihren Schlaf genußt, sich wegzustehlen;
Und wie sie dann geraubt sey von Korsaren.
Doch immer trachtend, Stellungen zu wählen,
Die ihre Reize minder offenbaren,
Steht sie gewandt, wie man Dianen mahlt,
Wenn auf Aktäons Stirn sie Wasser strahlt.

59.

Denn sie entflieht dem Blick mit Brust und Leibe,
Und giebt ihm lieber Selt' und Rücken Preis.
Der Ritter schmählt, wo doch sein Schiff nur bleibe,
Weil da sich Kleider finden, wie er weiß,
Zur Hülle dem von ihm gelbsten Welbe.
Indeß er dleß bedenkt mit allem Fleiß,
Kommt Obert, Irlands Fürst, dem man entdeckt,
Das Unthier lieg' am Ufer ausgestreckt.

60.

Es sey ein Ritter aus und ein geschwommen,
Ihm einen Anker in den Schlund zu ketten;
Dabey gezogen, sey's herangekommen,
Wie man, den Strom auf, Schiffe zieht mit Sellen.
Obert, der prüfen will, was er vernommen,
Begiebt sich selbst hin, ohne zu verweilen,
Indeß sein Volk mit Feuer und mit Schwert
Ebuda's Eiland überall verheert.

61.

Der Ritter, war er gleich mit Blut besleckt,
Von Nass' entstellt und durch und durch getränkt,
Entstellt vom Blut, das ganz ihn überdeckt,
Als er im Schlund des Kraken sich versenket,
Ward von Hiberniens König doch entdeckt,
Zumal, da dieser bey sich selbst schon denket,
Sobald man von dem kühnen Streich ihm sagt,
Roland, kein anderer, habe das gewagt.

62.

Er kannt' ihn wohl, weil er, mit den Infanten
An Frankreichs Hof gepflegt, erst vor dem Jahr,
Nach seines Vaters Tod von Abgesandten
Zum Thron berufen, weggereiset war.
Er wurde drum den wackersten Bekannten,
Den er so oft gesprochen, froh gewahr,
Tief hin, umarmt' ihn, hieß ihn froh willkommen,
Sobald er sich den Helm vom Haupt genommen.

63.

Es zeigte Roland nicht gering're Freude
Den König, als der König ihn zu sehn.
Sie wiederholten die Umarmung beyde;
Was Obert noch nicht völlig kann verstehn
Erzählt ihm Roland von Olimpia's Leide:
Wie und von wem Verrath an ihr geschehn.
Siren hat treulos sich der That erkühnet,
Um den sie es am wenigsten verdienet.

64.

Hierauf erzählt er alle die Beweise
Von Liebe, die sie dem Verräther bot:
Wie sie für ihn zur Armen ward, zur Waise,
Ja für ihn gehen wollte in den Tod;
Und daß er sie aus eigner Kenntniß preise,
Ein Zeuge ihrer Treu wie ihrer Noth.
Indeß er sprach, sah man aus ihren hellen
Gesenkten schönen Augen Thränen quellen.

65.

Ihr schönes Antlitz war so anzuschauen,
Wie sich im Frühling wohl der Himmel weist,
Wenn, während milde Regen niederhauen,
Die Sonne rings der Wolken Flor zerreißt;
Und wie die Nachtigall auf grünen Auen
Im Laube dann den Liederreihn ergeußt,
So badet in den Thränen, die erquickten,
Die Flügel Amor, sonnt sich an den Blicken.

66.

Und in der schönen Augen Strahl entglühet
Er goldne Pfeil', und löscht sie in der Quelle,
Die sich durch roth' und weiße Blumen ziehet;
So stählend, zielt er dann mit Kraft und Schnelle
Auf jenen Jüngling, der ihm nicht entflehet,
Ob dreyfach Erz ihm um den Busen schwelle,
Der, weil sein Blick um Aug' und Haar ihr splelet,
Er weiß nicht wie, sein Herz getroffen fühlet.

67.

Olimpia's Netze waren zart gewoben,
Von feltner Art, und nicht die Stirn allein,
Haar, Aug' und Wange, waren schön zu loben,
Der Mund, die Nase, Hals und Schultern; nein,
Von da hinab, wo sich die Brüst' erhoben,
Was vom Gewande pflegt verhüllt zu seyn,
War so erlesen, daß auf weiter Erden
Wohl nichts damit verglichen konnte werden.

68.

Den frischen Schnee an Weiße überwindet,
Das Elfenbein an Glätte, die Gestalt;
Es gleichen ihre Brüstchen, weich geründet,
Der Milch, die schäumend im Gefäß noch wälzt,
Und zwischen ihnen ist ein Raum gegründet,
Der sanft sich senkt, der Anmuth Aufenthalt,
Wie zwischen kleinen Hügeln schatt'ge Thale,
Wo noch der Schnee nicht schmolz vom Frühlingsstrahle.

69.

Die schlanken Seiten, wie ein Spiegel eben
Der reine Leib, und diese weißen Lenden,
Mit Fleiß gebildet schienen sie zu leben
Aus Phidias, ja größrer Meister Händen.
Auch jene Reize muß ich noch erheben,
Die sie umsonst den Blicken will entwenden.
Kurz, von dem Haupt bis zu den Füßen nieder
Enthüllen alle Schönheit ihre Glieder.

70.

Wenn sie der Phryger Hiet auf Ida's Welken
Gesehen hätte, weiß ich nicht zu sagen,
Ob Venus, übertraf sie gleich die beyden
Göttinnen, wohl den Preis davon getragen.
Welleicht hätt' ihn, das Gastrecht zu verleiden,
Verbotne Lust nach Sparta nicht verschlagen.
Er hätte wohl gesagt: bleib, Helena,
Beym Menelaus! Ich will diese da.

71.

Und wäre sie in Kroton einst gewesen,
Als Zeuxis jenes Bildniß unternahm
Für Juno's Tempel, als von ihm erlesen
Der schönsten Zahl entkleidet zu ihm kam,
Und er, zu schaffen ein vollkommenes Wesen,
Von dieser eins, von jener andres nahm:
Er durfte nur von ihr allein entlehnen,
Er fand in ihr den Inbegriff der Schönen.

72.

Ich glaube nicht, daß jemals vor Biren
Der holde Leib so nackt sich sehen lassen.
Wie konnt' er sonst die Grausamkeit begehn,
Und in der irden Bildniß sie verlassen?
Obert ist ganz entzündet sie zu sehn,
Sein Busen kann das Feuer nicht mehr fassen.
Er tröstet eifrig sie, und macht ihr Muth,
Aus ihrem Unglück komme noch ein Gut.

73.

Er schwört, er will nach Holland sie begleiten,
Sie wieder einzusetzen in ihr Recht,
Und furchtbar dem Vergeltung zu bereiten,
Der sich des Meineids und Verraths erfrecht.
Mit allen Kräften Irlands will er streiten,
Nicht ruhn noch zögern, bis er sie gerächt.
Er schickt indeß in dieß und jenes Haus
Nach Röcken und nach Frauenkleidern aus.

74.

Es that nicht Noth, daß sie sie weit verschrieben,
Noch aus der Insel, sie zu suchen, gingen,
Weil ihrer täglich von den Frauen blieben,
Die jenes Unthier pflegte zu verschlingen.
In kurzem hat sie Obert aufgetrieben
Von jedem Schnitt, und läßt vor allen Dingen
Olimpia kleiden; doch er findet leider,
Nach Wunsche sie zu schmücken, keine Kleider.

75.

So schöne Seide, Gold, so fein gesponnen,
Hat Florentiner Kunst nie aufgewandt,
So zarte Stickerey ward nie erfunden,
Und ausgeführt mit Fleiß und mit Verstand,
Daß diese Holde Zier dadurch gewonnen, —
Und wär' es auch ein Werk von Pallas Hand;
Daß es verdiente, Reize zu umhüllen,
Die ihn mit sehnender Erinnerung füllen.

76.

Aus manchen Gründen zeigt der Paladin
Sich über diese Liebe sehr zufrieden;
Denn außer daß die Rache sicher schien,
Die dem Biren vom König war beschieden,
So wurde durch dieß Mittel auch für ihn
Ein schwer und läst'ig Hinderniß vermieden.
Olympia's wegen kam er nicht dorthin,
Nur retten wollt' er seine Herrscherin.

77.

Daß sie nicht da sey, war er bald im klaren,
Doch nicht, ob sie nicht da gewesen war,
Weil auf der Insel all' ermordet waren,
Und keiner blieb von solcher großen Schaar.
Man ging den Tag darauf, zur See zu fahren,
Und alle machten Ein Geschwader zwar.
Der Ritter ging nach Irland mit den Andern,
Es war sein Weg nach Frankreich heimzuwandern.

78.

Doch er verweilt in Irland sich nur wenig,
Raum einen Tag; kein Bitten hält ihn dort,
Denn Liebe, die ihn treu und unterthänig
Nach seiner Dame sendet, treibt ihn fort.
Er reiset ab, doch er empfiehlt dem König
Olimpien erst, und fordert noch sein Wort.
Es war nicht nöthig, denn er leistet ihr
Aus eignem Antrieb über die Gebühr.

79.

In kurzer Zeit berief er die Vasallen,
Schloß mit dem König Englands den Verein,
Und dem von Schottland auch; und nahm mit allen
Kastellen Holland schnell und Friesland ein,
Bewog dann Seeland, von ihm abzufallen,
Und ließ den Krieg nicht eh geendigt seyn,
Bis er den Tod gegeben dem Verräther;
Zu kleinen Lohn für solcher Thaten Thäter.

80.

Nun ließ sich Obert mit Olimpia trauen,
Statt Gräfin ward sie Königin genannt.
Doch es ist Zeit nach Roland umzuschauen,
Der Tag und Nacht im Meer die Segel spannt,
Bis er sie fallen läßt an schlaffen Tauen,
In jenem Port, der erst ihn ausgesandt.
Er springt auf seinen Briglador in Waffen,
Und hat nichts mehr mit Wind und Flut zu schaffen.

81.

Ich glaub', er hat den Winter viel verrichtet,
Was nicht verdient, der Welt es zu verhehlen.
Doch weil der Ruf die Dinge nicht berichtet,
So ist's nicht meine Schuld, wenn sie hier fehlen;
Denn Roland war stets mehr darauf gerichtet,
Das Tapferste zu thun als zu erzählen.
Nie hat man eine That von ihm erfahren,
Wenn keine Zeugen gegenwärtig waren.

82.

Er streifte still durch mancherley Nevlere,
So daß man nichts den Winter von ihm hörte.
Doch als die Sonn' in jenem klugen Thlere,
Das Phryxus ritt, am Himmel sich verklärte,
Und im Geleite lieblicher Zephyre
Der süße Frühling heiter wiederkehrte:
Entfalteten sich Rolands Wunderthaten
Mit jungen Blumen und erneuten Saaten.

83.

Durch Berg und Thal, auf Feldern und auf Wegen,
Irrt' er umher voll Kümmerniß und Gram,
Als er aus kaum betreten Waldgehegen
Ein lautes Schrey'n, ein jammernd Weh vernahm.
Er spornt sein Roß, und faßt den treuen Degen,
Und eilt dahin, woher der Laut ihm kam.
Allein ich will ein andermal euch sagen,
Wenn's euch beliebt, was drauf sich zugetragen.

Nachschrift des Uebersetzers an Ludwig Tieck.

Seyn Sie schönstens begrüßt, lieber Freund, wegen Ihres Uebertritts zu uns, nämlich zu uns poetischen Uebersetzern. Ich treibe dieß Geschäft aus Liebe zur Sache, ja mit einer Art von Leidenschaft, so daß ich immer eine große Freude habe, wenn sich ein wahrer Dichter dazu entschließt. In Ihrem Don Quixote erkenne ich die reiche Zierlichkeit, die wohlklingende und gerundete Umständlichkeit der Castilianischen Prosa; in den Liedern und Sonetten glaube ich Laute jener süßen südlichen Poesie zu vernehmen, deren geistiger Geist und sinnreich zarte Gefühle uns noch so fremde sind. Ihre Arbeit hat uns einige schöne Abende verschafft, möchte Sie dagegen der übersezte Gesang aus dem rasenden Roland, den Sie hiebey empfangen, auch ein wenig ergötzen. Wie mich überhaupt eine zufällige Veranlassung gerade jezt zu diesem Gedichte führte, so kam ich auch durch Zufall an diesen Gesang: aber es fand sich, daß ich ihn zu einem Probeversuche recht glücklich herausgegriffen hatte. Toll genug ist er gewiß, und auchgescheidt genug, wie ich denke, und ich stieß dabei auf Schwierigkeiten verschiedener Art. Dann liegt er auch nicht gleich am Eingange jener schönen Wildniß, der schon zu einem abgenutzten Spaziergange geworden ist: Werth es ist nicht bis dahin gelangt, außerdem sind, so viel ich weiß, nur mit dem ersten Gesange Versuche einer gereimten Uebersetzung gemacht, die aber schon an dem Scheidewege,

wo Rinaldo und Ferrau sich trennen, ins Stecken zu gerathen pflegen, weil ihnen die Muse des Romanzo, wie die fliehende Angelica, zu behende voraus ist.

Lassen Sie mich doch Ihr Urtheil wissen, auch über die metrische Behandlung. In ottave rime, und zwar in wirklichen, nicht in solchen, die man nur so zu nennen beliebt, muß der Ariost übersezt werden oder gar nicht, von dieser Bedingung kann, glaube ich, kein Ablass Statt finden. Dieß Sylbenmaß, dessen Schwierigkeiten vor nicht gar langer Zeit in unsrer Sprache für unüberwindlich gehalten oder ausgegeben wurden, ist nun schon häufig bearbeitet, ja das schwerste verifizirt sich so leicht, wenn man mit Phrasen zufrieden seyn will, daß eigentlich eine Ueberschwemmung davon zu fürchten ist, die Leerheit mancher Gedichte hat auch den Wohlklang der Stenzen zu einem angenehmen Gedudel herabgesezt. Die Italiänische Oktave hat durch den Wellengang der Verse und die Verflöschung der anfangenden und schließenden Vokale der Wörter in einander an Mannichfaltigkeit unstreitig viel vor der unsrigen voraus. Ich glaubte daher mich nicht auf die üblich gewordene Form der letzten (nämlich daß von den verschlungenen dreifachen Reimen die weiblichen vorangehen und die männlichen folgen, und daß die Schlußreime weiblich sind) einschränken zu dürfen, sondern habe mir in Ansehung des Gebrauchs und der Anordnung der männlichen und weiblichen Reime gar keine Regel vorgeschrieben, bald diese bald jene vorangesezt, auch mit männlichen geschlossen, und dann wieder ganze Strophen mit weiblichen Endungen gemacht. Die Hauptsache ist, daß

das Ohr gleich vom Anfange an den Wechsel gewöhnt wird; er muß also immerfort angebracht werden, weil eine lange gleichförmige Reihe die Erwartung und Forderung ihrer Fortdauer hervorbringt. Für diese Freiheit läßt sich selbst das Vorbild der Italienischen Dichter anführen: mit den männlichen Reimen machen sie sich zwar eben nichts zu thun, aber sie mischen nach Belieben, wiewohl selten, die sogenannten *sdrucchiole* ein.

Artig ist es doch, daß Sie mir gerade, während ich mich mit diesem Versuche unterhielt, eine vorläufige Protestazion gegen alle etwanigen Uebersetzungen des Ariost zuschicken mußten. Sie findet sich in dem Gerichte, welches über Don Quixote's Bibliothek von Ritterbüchern gehalten wird. „Wenn ich den Lodovico Ariosto antreffe,“ sagt der Pfarrer, „und er redet nicht seine Landessprache, so werde ich nicht die mindeste Achtung gegen ihn behalten, redet er aber seine eigenthümliche Mundart, so sey ihm alle Hochachtung;“ und hernach: „wir hätten es gern dem Herrn Capitän erlassen, ihn ins Spanische zu übersetzen und zum Castilianer zu machen.“ Wenn Ariost nicht einmal in eine so verwandte Mundart übertragen werden konnte, ohne „seine eigentliche Trefflichkeit einzubüßen“: in welcher Sprache dürfte man denn ein besseres Gelingen hoffen? Zu meinem Trost hat der unvergleichliche Cervantes Ihnen gleichfalls verboten, seine Dichtung zu verdeutschten; er versichert, „daß eben das allen begegnen werde, die Poesien in eine andere Sprache übersetzen wollen, denn bey allem Fleiße und Geschicklichkeit, die sie anwenden und besitzen, wird der Dichter nie so wie in seiner ersten Gestalt erscheinen

fönnen.“ An einer andern Stelle vergleicht er sie mit „Brüsselschen Tapeten an der verkehrten Seite, wo die Figuren noch kenntlich, aber durch die zusammenlaufenden Faden sehr entstellt sind.“

Leider gilt dieß wirklich von den meisten Uebersetzungen von Gedichten, wie sie von jeher in der Welt gänge und gebe gewesen sind. Cervantes hätte Recht gehabt, sich die meisten bisherigen Uebersetzungen seines Don Quixote zu verbitten, namentlich die neuern Französischen und die daher abgeleiteten (die Engländer besitzen, so viel ich weiß, bis jetzt noch keine andere) welche bloß den prosaischen Bestandtheil der Satire übrig lassen, die dichterische Ausführung aber, die reizende und zuweilen erhabene Zusammenstellung der Parodie auf die veraltete Abenteuerlichkeit der ritterlichen Romanzi mit eingewebten romantischen Dichtungen in einem ausgebildeteren Geiste größtentheils zerstören. Der Sinn für diese Dinge erwacht auch erst allmählig wieder, vor zwanzig Jahren konnte man ja in Deutschland nicht hoffen, daß dies Meisterwerk in seiner ursprünglichen vollständigen Gestalt gefallen würde, und wer weiß wie vielen es noch jetzt ein Uergerniß und eine Thorheit ist. Ich möchte es wenigstens fürs erste noch nicht wagen den Decamerone des Boccaccio ganz wie er ist, mit den blumigen Einfassungen seiner Bilder und ihrer allerliebsten geschwägigen Ausführlichkeit zu geben. Wenige Leser möchten sich zu dem Standpunkte erheben, das Ganze wie ein Konzert von Geschichten, wie eine poetische Komposition aus prosaischen Bestandtheilen zu betrachten. — Nur die vielseitige Empfänglichkeit für fremde National-

poesie, die wo möglich bis zur Universalität gedeihen soll, macht die Fortschritte im treuen Nachbilden von Gedichten möglich. Ich glaube man ist auf dem Wege, die wahre poetische Uebersetzungskunst zu erfinden; dieser Ruhm war den Deutschen vorbehalten. Es ist seit kurzem hierin so viel und mancherley geschehen, daß vielleicht schon Beispiele genug vorhanden sind, um an ihnen nach der Verschiedenheit der möglichen Aufgaben das richtige Verfahren auf Grundsätze zurückzuführen; und ich will Ihnen nur gestehen, ich gehe mit einem solchen Versuche um. Freylich wäre mit der bloßen Theorie wenig geholfen, wenn man nicht die Kunst selber besitzt, ich arbeite daher, mir diese zu erwerben, und Sie müssen den überschickten Gesang als eines meiner vielen Studien dazu betrachten. Meine Absicht ist, alles in seiner Form und Eigenthümlichkeit poetisch übersetzen zu können, es mag Namen haben wie es will: antikes und modernes, klassische Kunstwerke und nationale Naturprodukte. Ich stehe Ihnen nicht dafür, daß ich nicht in Ihr Castilianisches Gehege komme, ja ich möchte Gelegenheit haben, die Sanskrit und andere orientalische Sprachen lebendig zu erlernen, um den Hauch und Ton ihrer Gesänge wo möglich zu erhaschen. Der Entschluß wäre heroisch zu nennen, wenn er willkürlich wäre: aber leider kann ich meines Nächsten Poesie nicht ansehen, ohne ihrer zu begehren in meinem Herzen, und bin also in einem beständigen poetischen Ehebruche begriffen.

Was mich nur verdrießt, ist, daß man bey Anerkennung unserer Fortschritte in diesem Fache unsrer vorzüglichen Sprache alles Verdienst davon zueignen will.

Ich habe sonst wohl mit eingestimmt, aber ich bin überzeugt, die Sprache thäte es nicht ohne den Willen, den Eifer und den Sinn derer, die sie gebrauchen. Wie lange Zeit haben auch die Deutschen eben so dürftig maniert übersezt, wie die Franzosen nur immer thun können! Sehen Sie nur die gegen die Mitte dieses Jahrhunderts erschienenen Dollmetschungen von Französische Tragödien, vom Tasso und aus den Alten, alle gleichermaßen in Alexandrinern. Mir scheint, unser wesentlicher Vorzug ist nur, von unausrottbaren grammatischen und prosodischen Vorurtheilen frey zu seyn und zu rechter Zeit eingelenkt zu haben. Wären wir nicht jetzt durch die ängstliche Gebundenheit der Wortfolge geplagt, wenn die Sache nicht durch Klopstock zuerst eine andere Wendung genommen hätte? — Zu Monsards Zeiten konnte man sich im Französischen noch zur Nachbildung eines Dante oder Petrarca erheben; jetzt ist das vorbey. Eben so erscheinen die älteren Römischen Dichter, bis auf den Catull herunter etwa, mit großer Wahrheit Griechische Poesien übertragen zu haben, sie machten sogar die dem Geist der Lateinischen Sprache widersprechenden zusammengesetzten Beywörter nach. Späterhin, sobald sich ein gewisser akademischer Begriff von Korrektheit und Politur festgesetzt hatte, verlor sich diese Fähigkeit. Daß es uns nicht auch einmal so geht, wie es schon öfter nahe daran zu seyn schien! Die Sprache der Römer konnte nur durch unsägliche Mühe und Gewalt für die Poesie urbar gemacht werden, und so hat auch bey uns die Undankbarkeit des Bodens zu einer mühsameren Cultur genöthigt. Unsre Sprache

ist halbstarrig: wir sind desto biegsamer; sie ist hart und rauh: wir thun alles für die Wahl milder gefälliger Töne; wir verstehen uns sogar im Nothfalle zu Wortspielen, einer Sache, wozu die Deutsche Sprache am allerungeschicktesten ist, weil sie immer nur arbeiten, niemals spielen will. Wo sind denn nun die gepriesenen Wundervorzüge, die unsere Sprache an sich, zur einzig berufenen Dolmetscherin aller übrigen machen sollen? Ein Wörterreichthum, der gar nicht so überschwenglich ist, daß er nicht beim Uebersetzen oft Armuth sollte fühlen lassen; die Fähigkeit zusammenzusetzen, und hie und da neu abzuleiten; eine etwas freyere Wortstellung, als in einigen andern modernen Sprachen gilt, und endlich metrische Bildsamkeit. Mit dieser geht es ganz natürlich zu, da unsre Poesie von der Zeit der Provenzalen an meist immer fremden Mustern gefolgt ist. Daß die gelungenere Einführung der alten Sylbenmaße (wie eingeschränkt und mangelhaft ihre Nachahmung auch noch ist), vielmehr dem Eifer und Sinn dafür, und den Bemühungen einzelner Dichter, als dem Bau der Sprache selbst zugeschrieben werden muß, habe ich an einem andern Orte gezeigt. In Ansehung der modernen Versarten war seit Opiz alles nach Französischen und Holländischen Regeln gemodelt; erst allmählig und nach vielem Widerstande hat man Englische und Italiänische Weise darin aufgenommen. Ich weiß noch, daß mich korrekte Kunstrichter sehr getadelt haben, weil ich in einigen Sonetten nach dem Petrarca, von denen übrigens nicht mehr die Rede seyn kann, lauter weibliche Reime gebraucht hatte. Jetzt wird uns niemand mehr dieß Recht streitig machen,

oder wir kümmern uns auch nicht darum. Und wie unbedeutend ist die Annäherung gegen diese charakteristischen Eigenheiten des Italiänischen Verses, die ich nur zum Theil oben beschrieb, und die wir schlechterdings nicht erreichen können! — Endlich wird niemand, der in diesem Fache Erfahrungen gemacht hat, behaupten, die Sprache lasse es einem durch Gefügigkeit und Ueberfluß an metrischen Mitteln und Freyheiten leicht werden. Die Armuth an Reimen ist unter andern von der Art, daß sie einem Uebersetzer des rasenden Dioland, der nicht eher loskommen sollte als bis er fertig wäre, Flüche und Verwünschungen abdringen könnte, wie die Verdammten sie ausstoßen.

Um nicht in diese tragische Lage zu gerathen, erkläre ich ausdrücklich, daß mich der Einfall mit diesem Gesänge zu nichts weiter verpflichten soll. Ich bin jetzt gar nicht gesonnen, diese Bravourarie mit ihren sechs und vierzig Variationen zu Ende zu singen. Vielleicht kehre ich bey grauen Haaren einmal zum Ariost zurück, er ist recht dazu gemacht die frostigen Jahre zu erwärmen: und wenn ich dann jährlich einen Gesang fertige, so kann ich es zu einem ehrwürdigen Alter bringen. Leben Sie indessen wohl, grüßen Sie den Sternbald, den ich von Rom glücklich nach seiner Heimath zurückgeführt zu sehen wünsche, und fahren Sie fort in Ihrer Mühle des guten Geschmacks von unsern Schriftstellern besonders die nur beliebten zu walken.

IV.

N o t i z e n.

Vortreffliche Werke pflegen sich selbst zu charakterisiren und in dieser Rücksicht ist es überflüssig, wenn ein anderer dasselbe Geschäft noch einmal verrichtet, was der Autor ohne Zweifel schon gethan haben wird. Ist eine solche Charakteristik indessen, wie sie es immer seyn sollte, ein Kunstwerk, so ist ihr Daseyn zwar nichts weniger als überflüssig, aber sie steht ganz für sich, und ist so unabhängig von der charakterisirten Schrift, wie diese selbst von der in ihr behandelten und gebildeten Materie. Sie dürfte dann geschickter seyn, denen, die schon eingeweiht sind, einen noch tieferen Blick in den unerschöpflichen Geist eines originellen Gedichts oder einer reellen Philosophie zu geben, als völligen Layen die erste Bekanntschaft mit solchen Mystereien zu verschaffen. Daher wird auch diese höhere Kritik mehr das anerkannt Classische, sey es noch so alt, zum Anlaß und Gegen-

stand ihrer Thätigkeit wählen, als jede merkwürdige Neuigkeit, die am literarischen Horizonte erscheint, aufmerksam beobachten, und das Bemerkte in der Kürze aufzeichnen. Dieses letztere ist es eigentlich, was eine litterarische Zeitung vorzüglich leisten sollte, damit der Leser, welcher mit Auswahl zu seiner eigenen Bildung lesen will, von allem was ihm interessant seyn muß, früh genug Nachricht erhalte. Nicht bloß eine Nachricht, daß so etwas da sey, sondern eine Auseinandersetzung, was es eigentlich sey; alles mit steter Rücksicht auf ihn, auf seine Bildung und auf die Mißverständnisse, deren Möglichkeit man bey ihm voraussetzen darf, in einer allgemein verständlichen Sprache klar und kurz. Aber freylich ist die Kürze relativ: denn wenn ein Werk etwa aus einem Standpunkt, der noch nicht populär ist, betrachtet seyn will, so muß dieser Standpunkt erst aufgestellt und an den populären angeknüpft werden; oder wenn das Werk, wie es bey Philosophen der Fall seyn kann, seine eigene Sprache redet, also seinen Charakter selbst auch nur in dieser Sprache giebt, so ist es nöthig, da in das Mittel zu treten und den Zweck des Ganzen in die allgemeine Sprache zu übersetzen und neu darzustellen. Doch solcher Werke giebt es immer nur sehr wenige, und die Menge derjenigen, von denen der gute Leser eigentlich gar keine Notiz nehmen, und der gute Kritiker gar keine Notiz geben sollte, ist so unermesslich groß, daß es wohl eher an vielen andern Dingen als an Raum und Zeit gebrechen würde, um das Ideal einer litterarischen Zeitung zu realisiren.

Für jetzt scheint es am zweckmäßigsten, daß die Einzelnen für sich zur Befriedigung des allgemeinen Bedürfnisses beytragen was sie mögen und vermögen. Und wenn dieß in einem Journal geschieht, wo die Herausgeber zugleich die hauptsächlichsten Mitarbeiter sind, so hat der Leser dabey den Vortheil, daß er die Urtheilenden aus ihren eignen Arbeiten schon kennt, und also leicht wissen kann, in wiefern er mit ihnen übereinstimmt.

Wir haben uns daher entschlossen, unsern Lesern von Zeit zu Zeit Notizen über die merkwürdigsten Produkte der einheimischen Litteratur zu geben. Es ist dabey nicht die Absicht, den Charakter wichtiger Werke zu erschöpfen oder immer förmliche Exempel kritischer Virtuosität aufzustellen; sondern nur ihren Charakter, ehe die öffentliche Meinung ihnen schon einen vielleicht unrichtigen gegeben hat, im Allgemeinen vorläufig, in jeder freyesten Form die nur zum Zweck führt, zu bestimmen, damit weder das Vortreffliche, weil es keinen berühmten Namen an der Stirn trägt, unbekannt bleibe, noch was schlecht oder mittelmäßig ist, der Autorität wegen für gut gelte.

Wir werden auch wohl auf einzelne Aufsätze in Journalen Rücksicht nehmen, und uns dann und wann eine kleine Episode in die ausländische Litteratur erlauben; wenn der Begriff der Episode da statt finden kann, wo noch gar keine Ansprüche auf Vollständigkeit gemacht werden. Selbst Nachrichten über Kunst und Theater bey uns und bey den Fremden würden wir gern geben, wenn wir nur hoffen dürften mehrere zu erhalten, die unserm Sinne nicht widersprächen.

Wir werden unsere Ansichten so klar als möglich darzustellen versuchen, und die Motive nie verschweigen. Aber freylich giebt es Fälle, wo es am besten ist, kategorisch zu urtheilen, und das, wodurch das Urtheil motivirt ist, in dieses selbst hineinzulegen, ohne alle Förmlichkeit; auch giebt es in jeder Kritik, sie mag noch so förmlich seyn, irgend einen Punkt, wo das Motiviren ein Ende hat, und wo es nur darauf ankommt, ob der Leser mit dem Beurtheiler übereinstimmen kann und will. Wir erkennen dieß ausdrücklich an und gestehen sonach, daß diese Notizen zwar, insofern sie sich bemühen werden, den litterarischen Fortschritten der Zeit auf dem Fuß zu folgen — zum Archiv der Zeit, aber nur zu einem Archiv der Zeit und unser s Geschmack gehörten werden. Um jedoch auch der Zeit und ihrem Geschmacke sein Recht wiederfahren zu lassen, werden wir auch den neuesten litterarischen Unarten immer einige flüchtige Worte schenken, und wir glauben das ernste Geschäft keinesweges zu entweihen, sondern vielmehr zu erheitern, wenn wir dem Cincinnus, dem höchsten besten Gotte, der einen so großen Theil der vaterländischen Litteratur zu seiner und zur allgemeinen Belustigung muthwilligerweise erschaffen zu haben scheint, ländlich bescheidne Geschenke von seiner eigenen Gabe darbringen.

Wir glauben diese kritischen Ansichten nicht würdiger eröffnen zu können, als mit den so eben erschienenen

Reden über die Religion,

weil gewiß seit langer Zeit über diesen Gegenstand aller Gegenstände nicht größer und herrlicher ist geredet worden. Doch warum rede ich vergleichungsweise? Religion in dem Sinne, wie der Verfasser sie nimmt, ist, etwa einen unverstandenen Wink*) Lessings abgerechnet, eines von denen Dingen, die unser Zeitalter bis auf den Begriff verloren hat, und die erst von neuem wieder entdeckt werden müssen, ehe man einsehen kann, daß und wie sie auch in alten Zeiten in anderer Gestalt schon da waren. Der Leser mag ja vergessen, was er etwa von sogenannter Religionsphilosophie der Kantianer weiß, und weder Moral noch populär gemachte Exegese und Dogmatik erwarten.

Wie der Gegenstand, so ist auch die Behandlung des Buchs nicht gewöhnlich. Es sind Reden, die ersten der Art, die wir im Deutschen haben, voll Kraft und Feuer und doch sehr kunstreich, in einem Styl, der eines Alten nicht unwürdig wäre. Es ist ein sehr gebildetes und auch ein sehr eigenes Buch; das eigenste, was wir haben, kann nicht eigner seyn. Und eben darum, weil es im Gewande der allgemeinsten Verständlichkeit

*) Ich meine die Stellen vom dritten Weltalter in der Erziehung des Menschengeschlechts, wo unter andern die merkwürdigen Worte stehn: „Ja es wird kommen das neue ewige Evangelium“ u. s. w.; von welcher Stelle, wie von mancher andern Lessings Freunde uns unstreitig bald sagen werden, daß er sie unmöglich im Ernst meynen konnte.

und Klarheit so tief und so unendlich subjektiv ist, kann es nicht leicht seyn, darüber zu reden, es müßte denn ganz oberflächlich geschehen sollen, oder auf eine eben so subjektive Weise geschehen dürfen: denn von der Religion läßt sich nur mit Religion reden. Und dazu muß ich mir denn, wenigstens was die Form betrifft, die Erlaubniß erbitten. Ich will meine Meinung über das Buch sagen, weil ich in dem Fall bin, es ganz zu verstehen und also zu wissen, daß es ein sehr außerordentliches Phänomen ist, und daß wohl nicht viele mit mir in gleichem Falle seyn werden. Ich glaube dieß für jetzt wenigstens (denn das Buch ist von denen, die nicht leicht jemals erschöpft werden, und auch ich werde noch oft darauf zurückkommen müssen), vorläufig nicht besser thun zu können, als indem ich dem Leser im Auszuge mittheile, was ich in zwey Briefen an zwey verschiedene Freunde darüber schrieb, von denen der eine ganz füglich keinesweges im Maaß der Bildung, wohl aber in der Irreligion als Repräsentant der hochheiligen Majorität aller Gebildeten, der andere aber als Repräsentant der kleinen unbedeutenden Minorität der Religiösen gelten kann. Daher muß ich den Leser bitten, auch das zu verzeihen, daß diese Briefe in Ton und Geist ungleich individueller seyn werden, als sonst in litterarischer Correspondenz gewöhnlich ist.

An den ersten schrieb ich ungefähr so:

Lieber gottloser Freund! Du sollst das Buch, welches ich Dir hier schicke, vor allen Dingen lesen, dann wollen wir weiter darüber reden. Du siehst schon am Titel, daß Du es lesen mußt von Rechtswegen.

Denn es lautet ja an die gebildeten Verächter der Religion. Du wirst finden, daß der Autor Eure Verachtung oft mit lebhafter Dankbarkeit erwidert. Doch was mich betrifft, so will ich Deinen Beruf es zu lesen, lieber in Deine Bildung setzen als in Deine Verachtung, wie ich Dir auch das Buch mehr wegen der Bildung empfehle, die es hat, als wegen der Religion. Du siehst also, daß ich nicht gesonnen bin, grau für schwarz und weiß zu geben, wie Du mir und andern, welche Du Dilettanten der Religion nennst, Schuld giebst. Gern erlaube ich es, daß Du nach Deiner Art die seltsame Erscheinung mit dem fröhlichen Spott der Zuneigung — aus dessen spielenden Wellen alles Heilige nur schöner hervorglänzt — begrüßest, aber ich fordere dagegen, daß Du die angebotene Erweiterung des innern Daseyns mit ganzem Ernst ergreifst: denn mit ganzem Ernst bietet sie auch der Redner dar. Ich meine gewiß nicht den Ton, sondern den innern Charakter des Buchs. Nimm es wie Du willst mit den darin enthaltenen Ansprüchen auf Universalität; ja Du magst das zu den äußerlichen Umgebungen rechnen, deren es hier so viele giebt, und einstweilen vermuthen, die Begränzung des Geistes, den Du hier kennen lernen kannst, sey so absolut, wie sie bey großen Virtuosen oft zu seyn pflegt. Was aber die Virtuosität in seiner Sphäre betrifft, so darfst Du Deine Erwartungen noch so hoch spannen, Du wirst sie nicht getäuscht finden. Was sich so ankündigt, das gilt Kraft dieser Ankündigung selbst. Der Verfasser hat es nun eben nicht — construiert, daß die Religion ursprünglich und ewig eine eigen-

thümliche Anlage der Menschheit und ein selbständiger Theil der Bildung sey. Vielleicht konnte er das auch nicht wollen. Aber durch die Bildung, mit der er sie behandelt, hat er sie zur Mitbürgerin im Reiche der Bildung constituirf.

Das Gebildete finde ich vorzüglich darin, daß hier alle die Zufälligkeiten, mit denen die jezigen Anhänger einer höhern Mystik sie auspuzen zu müssen glauben, und zu überladen pflegen, hier so ganz vernachlässigt und verachtet sind, und doch das große Wesentliche der Religion und des Christenthums in einfacher Glorie immer herrlicher strahlt. Aber auch im Außern. Nichte Dein Auge auf den Styl, und sage mir, ob Dir neben der herrschenden Schreiberey unsrer Stylisten nicht auch so zu Muthe dabey wird, als sähest Du nach der aufgedunsenen Manier eines Rubens wieder den kräftigen braunen Farbenton und die großen Formen der besten Italiäner. In dieser Rücksicht empfehle ich Dir besonders die erste und die dritte Rede. Aber wie schön sind auch die andern gebaut? Wie groß hebt sich die zweyte mit immer neuem Anflug? Wie majestätisch wölbt sich die vierte gleich der Kuppel eines Tempels? Wie wunderbar entwickelt sich die letzte aus sich selbst immer größer und wirft am Schluß ein neues Licht auf das Ganze zurück? —

Doch das alles siehst Du ja ohne Zweifel eben so gut und besser als ich. Nur noch eins. Ist es Dir nun einmal nicht gegeben, die Religion für ein Wesen eignen Art und eignen Ursprungs anzuerkennen, so setze das ganz bey Seite, und halte Dich an den Sinn, worin

ich doch gewiß nicht irre: denn ich weiß es, daß Du durch diese Reden oft ja überall Dein Innerstes berührt und angeregt fühlen wirst. Ueberlaß Dich mit freywilliger Hingebung diesem seltenen Eindruck, und nenne dann das Buch, wie es Dir gefällt, meinerwegen einen Roman. Ja ich würde das insofern gar nicht mißbilligen, weil Du Dir dadurch die für Dich absolute Subjektivität dieser Erscheinung am besten konstituiren kannst. Und ist nicht eine anziehende Darstellung der eigensten und tiefsten Menschheit das was wir an den besten Romanen oft bey einem hohen Grade von entschiedner Unpoesie so sehr rühmen? Und hier wirst Du noch überdem eine Ansicht des Christenthums finden, die sich in der Musik der Gefühle, besonders des allerheiligsten der Wehmuth, eher zur Schönheit neigt. Bedenke nur, welche himmlische Gabe des Friedens dieses Buch für so manche liebenswürdige Menschen werden kann, die nun einmal weder von dem Christenthum noch von der Bildung des Zeitalters ablassen können, weil sie es nicht wollen können. Ja es kann und muß, wirst du selbst sagen, ihr Inneres, wo bisher zwey Mächte unfreundlich und einzeln gegen einander standen, in Harmonie bringen, oder wie ich es lieber ansehen und ausdrücken möchte, sie auf eine indirecte Weise von fern der Religion näher führen. Und wenn es erlaubt ist, in eine fremde Seele etwas auszusprechen, was nur aus dem Innersten und der eigensten Wahl hervorgehn kann, so würde ich sagen, er muß für viele unter ihnen und grade von den besten und edelsten Naturen der wahre Mittler seyn können.

Willst Du das Buch nun so subjektiv ansehen, wie ich Dir auf den äußersten Fall vorschlage, so betrachte die Religion des Verfassers bloß als den Brennpunkt in seinem Innersten, wo die Strahlen alles Großen und Schönen, was er etwa in andern Sphären noch haben und kennen mag, zusammenfallen. Daher darf es Dich auch nicht wundern, daß er diese andern angeborenen Eigenheiten des Menschen, die Poesie, die Philosophie oder Moral bisweilen ziemlich übel und nicht mit der gehörigen Religiosität zu behandeln scheint: denn wenn man ihnen erst den innersten Geist ausfaugt, so ist das was übrig bleibt, in der That von geringem Werth. Die offenherzige Abneigung gegen die Poesie wird Dir zuerst auffallen; laß Dich aber ja nicht dadurch täuschen, so wenig wie durch das scheinbare gute Vernehmen mit der Philosophie. Ja von diesen Reden möchte ichs fast mit Zuversicht behaupten, daß sie den irreligiösesten Dichtern und Künstlern noch eher zusagen werden, als den religiösesten Philosophen. Und je öfter ich sie lese, je mehr Poesie finde ich darin, versteht sich unbewuste. Im Grunde aber mag wohl das Verhältniß gegen die eine so freundschaftlich seyn, wie gegen die andre; und so hat der Verfasser die Gesezesgleichheit der Bildung, die er in allen einleitenden Stellen zu verheißern scheint, gewissermaßen durch die That anerkannt. Hierin nimm ihn ja bey dem Wort, sobald Du deinen angenommenen subjektiven Standpunkt verlassen und in den seinigen eingehn willst. Denn was der Redner giebt und als Religion konstituiert, ist keineswegs eine Harmonie des

Ganzen (von deren Möglichkeit sogar hier nicht einmal die Frage seyn kann); sondern eine, um etwas Bestimmtes zu nennen, der Moral gleichnamige Größe.

Daß beide gänzlich von einander geschieden werden sollen, hat er so viel ich weiß, zuerst so absolut gefordert; und das ist dann einer von den Punkten, wo es sich zeigt, daß der Redner ganz gegen Jacobi ist, mit dem er nach einer allgemeinen Ansicht auf dasselbe auszugehen scheinen könnte. Denn auch Jacobi will wie der Redner das Daseyn der Religion (nicht dieser oder jener, noch weniger einer allgemeinen Religion die also gar keine wäre, sondern der Religion schlechthin) offenbaren und andeuten. Wie es die Absicht seiner philosophischen Schriften ist, zu zeigen, daß die isolirte Philosophie ohne Religion das Innerste der Menschheit zerstöre, so ist die ähnliche Tendenz seiner Romane, mit der Poesie zu verfahren, und wie er dort erst alle Philosophie auf Spinozismus reducirt, so weiß er auch hier von keiner andern Poesie als vom Werther, und muß alles was ihm so erscheinen soll, erst die Gestalt annehmen. Dies ist freylich eine subjektive Ansicht; doch an dieser Zufälligkeit würde sich gewiß niemand sehr stoßen, der im Wesentlichen mit ihm einstimmt. Wohl aber der, welcher Religion für das eigentliche Organ hielte, um sich über das Zeitalter zu erheben und die Opposition gegen dasselbe zu concentriren, daran, daß alle Winke die uns Jacobi über sein Eigentliches und Eigenstes giebt, auf eine etwas dürftige und mittelmäßige Mystik schließen lassen, daß alle Spuren und Aeußerungen von Religion bey

ihm so sehr das schwächliche Gepräge dieses gebrechlichen Zeitalters verrathen, in dem alle Religion gänzlich erloschen ist, bis auf wenige Funken, die vielleicht hie und da noch schlummern unter dem Aschenhaufen der Mode, der kameralistischen Politik und der diesen nachgebildeten Aufklärung und Erziehung.

Nicht wahr, ich habe hier eine Saite berührt, wo Du von ganzem Herzen einstimmt, mag's Religion heißen oder Irreligion, oder wie es will? Du wirst sie auch beym Verfasser oft herrlich berührt finden, und so müssen Eure Geister, Ihr mögt Euch stellen wie Ihr wollt, wenigstens durch gemeinsamen Krieg in Frieden mit einander seyn; zu meiner nicht geringen Freude."

* * *

Das ist nun so ziemlich meine exoterische und also — mit Rücksicht auf die angededeten Verächter und den repräsentativen Charakter des Freundes Nr. 1. — irreligiöse Meynung über dieses Buch; obgleich es seyn kann, daß sich eine oder die andre religiöse Ansicht eingeschlichen hat. Nur muß ich noch zur Ergänzung anfügen, daß ich in der Sphäre des Verfassers durchaus einig mit ihm bin, und nichts anders wünsche wie es ist; also eben darum nicht über ihn urtheilen kann, es müßte denn durch die That geschehn. Auch liegt es in der Natur der Sache, daß folgender zweyter Brief sehr mißverständlich und bey weitem nicht so verständlich seyn wird, wie der erste, weil das, was er enthält, mehr zur esoterischen Ansicht gehört.

„Sieh auch hier, mein Geliebter, noch ein unerwartetes Zeichen des fernher nahenden Orients! Das ist es wenigstens für mich und wird es bleiben, während es für Dich, so lange es Dich nur polemisch afficirt, vielleicht das letzte bedeutende Phänomen der Irreligion seyn kann. Ich wünsche sehr, daß Du tief eindringst, magst Du denn auch noch so sehr dagegen seyn; und ich fürchte nur, Du wirfst Dich an der Form stoßen, und die Manier klein findend das Ganze beyseit legen wollen, ehe Du es kennst. Und das ist sie doch wahrlich nicht, wenn es auch einzelne Ansichten auf eine indirekte Weise seyn mögen.

Es mag Dich auf mannichfache Weise feindlich und freundlich bewegen; dazu ist es eben da. Nur durchdringen sollst Du Dich damit, nur übersehen darfst Du es nicht. Uebrigens werde ich nichts dagegen einwenden, wenn Du finden solltest, daß sich neben der Religion in diesem polemischen Kunstwerk ein ununterbrochener Strom von Irreligion durch das Ganze hinzieht; ungefähr eben so wie sich nach der Darstellung des Verfassers an jede wahre Kirche sogleich eine falsche anseht. Und diese Behauptung würde eigentlich nichts weiter seyn, als eine Reflexion über das Werk im Geist des Werks selbst aus dem polemischen Mittelpunkt. Dir wird diese am meisten auffallen, wo sich die Rede der Natur und Physik nähert, und da erscheint sie doch nur als Mangel. Ich hingegen finde sie an den Stellen, welche sich den Gränzen der Moral nähern, und die Keime einer positiven Immoralität der Ansicht enthalten — welche

Ansicht durchaus künstlich und nach der Hauptstelle die Dir im Gedächtnisse seyn wird aus dem zuvor von aller Religion entkleideten Rigorismus und der praktischen Consequenz und Cultur gemischt ist — und am anstößigsten war mir anfänglich die unheilige Form von Virtuosität in der Religion. Doch gehört dies und manches andre, woran Du Dich stoßen wirst, nur zu dem Epideiktischen und Exoterischen, wie Du sehn mußt, sobald Du die Hauptstelle von der Polemik in der fünften Rede in ihrer ganzen Tiefe gefaßt hast. Woher kann aber bey diesem Geiste auch nur eine scheinbare Irreligion einfließen, wenn diese gleich ihrem Ursprunge nach religiös ist (wie sie es hier seyn muß) und also zuletzt in Religion sich auflöst? — So viel ich sehn kann nur dadurch, daß er die lebendige Harmonie der verschiedenen Theile der Bildung und Anlagen der Menschheit, wie sie sich göttlich vereinigen und trennen, nicht ganz ergriffen hat. Da muß es ihm fehlen; er hat sich aus Willkühr und um der Virtuosität willen nicht auf gleiche aber doch ähnliche Weise begränzt, wie wir oft durch Natur und Genie die Poesie oder Philosophie begränzt sehn, wo denn auch in den höchsten Erscheinungen ein Rest von Unpoesie oder Unphilosophie bleibt.

Ich rechne alles das zu den Vorzügen des Werks, da ich es durchaus als Incitament für die Religionsfähigen betrachte. — Sieh weg von jenen Aeußerlichkeiten, und der religiöse Charakter des Redners ist durchaus schön und groß. Er ist ein Hierophant der die, welche Sinn und Andacht haben, mit Sinn und

Andacht immer tiefer in das Heilige einführt, und so viel Heiliges er auch zeigt, doch immer noch Heiligeres zurückbehält. Er redet um (als *μαρτυρ*) zu zeugen für die Religion gegen das Zeitalter. Ergriffen und gerührt hat mich die Einfachheit und Kraft der Innigkeit, mit der er dies an einigen Stellen bekennt, deren moralische Erhabenheit ganz rein ist von allem was stören könnte.

Es kann Dir nach Anleitung jener Stelle von der Polemik nicht schwer werden, die entscheidenden Punkte in dieser Ansicht zu fassen; z. B. die Undarstellbarkeit der Religion, die rein negative Ansicht der Gottheit, die Nothwendigkeit der Vermittlung und die Natürlichkeit der Wehmuth. Du kannst nun freylich in diesen Stücken nicht so vollkommen wie ich beystimmen: denn für mich ist das Christenthum und die Art wie es eingeleitet und das, was ewig bleiben soll in ihm, gesetzt wird, mit das größte im ganzen Werk. Du wirst aber doch den Zusammenhang errathen und im Fall Du noch außerdem überall den Mangel von etwas Wesentlichem ahnden solltest, so bedenke daß was in einer so zusammenhängenden und vollendet ausgebildeten Denkart zu fehlen scheint, wenn es fehlt, nur darum fehlen kann, weil es fehlen muß. Für jetzt, nicht für immer, denn bey diesem Sinn für Historie muß der Geist weiter kommen und noch so künstlich verwickelte Schranken endlich zerreißen.

Und über Mangel wirst Du Dich doch auf keinen Fall zu beklagen haben. Wenigstens ich bekenne Dir gern, daß unendlich viel durch dieses Buch in mir

angeregt ist. Und weist Du andre Pole der Religion als die Religion selbst und das Universum?“

Anthropologie v. Immanuel Kant. Königsb. 98.

Ein Auszug aus diesem Buche, der aufs Einzelne ginge, könnte fast nichts anders seyn, als eine Sammlung von Trivialitäten; sollte er aber eine Skizze des Plans und der Composition enthalten, so müßte er unter einer ängstlich am Buchstaben klebenden Feder nothwendig als eine deutliche Zeichnung der sonderbarsten Verwirrung erscheinen. Dieser Umstand erklärt zur Genüge das bisherige, soviel ich weiß, allgemeine Stillschweigen gelehrter Blätter: denn Auszüge in einem zierlichen Rahmen nicht allzuabgenutzter Floskeln eingefaßt, sind doch seit langem der gangbare und einzige Behelf verlegener Recensenten, und im Recensenten verlegener Redactoren.

Sollten indessen auch Einige den guten Willen gehabt haben, etwas nicht nur aus dem Buche, sondern auch über dasselbe sagen zu wollen, so haben diese für ihr Schweigen eine andere ebenfalls sehr gegründete Entschuldigung. Sonderbar ist es, daß die meisten Leser und Kritiker, wie wenig sie auch übrigens von Gründlichkeit wissen mögen, dennoch eine gewisse pedantische Verehrung für den Titel eines Buches haben, besonders wenn er auf einen wissenschaftlichen Inhalt deutet, und aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist allerdings auch über das Buch nicht viel zu sagen. Wer es als eine An-

thropologie ansieht, und zwar als eine pragmatische in dem von Kant angegebenen Sinn, und dem zufolge etwa auf Erweiterung seiner Erkenntniß durch neue oder neu zusammengestellte Beobachtungen ausgeht, und eine freigebige Mittheilung aus dem Schatz eines philosophischen, größtentheils in der Selbstanschauung hingebachten Lebens erwartet, der muß die Schrift unbedeutend finden: denn wer davon, was der Mensch als freihandelndes Wesen aus sich selbst macht, oder machen kann und soll, nichts mehr und gründlicheres weiß, als er hier aufgezeichnet findet, kann nicht einmal ein mittelmäßig um sich wissender Mensch seyn. Es wäre ungeschickt, dies beweisen zu wollen, bis sich Jemand findet, der es ausdrücklich läugnet. Alles dies ist aber nicht der richtige Gesichtspunkt, aus dem das Werk angesehen werden muß. Man muß ja oft von der Voraussetzung ausgehn, daß ein Buch, welches wenig Werth hat, wenn man es für das nimmt, was es zu seyn vorgiebt, doch als das Gegentheil, oder als sonst etwas bedeutend seyn kann, und so scheint auch dieses vortreflich zu seyn, nicht als Anthropologie, sondern als Negation aller Anthropologie, als Behauptung und Beweis zugleich, daß so etwas nach der von Kant aufgestellten Idee durch ihn und bei seiner Denkungsart gar nicht möglich ist, absichtlich hingestellt so wie er oft bei Abtheilungen der Wissenschaften oder ihrer Objekte die leeren Fächer recht ausdrücklich aufstellt und besonders construirt. Wer die Vorrede, welche in dieser Rücksicht die Behauptung ist, aufmerksam ansieht und mit dem Werke vergleicht, wird sich leicht überzeugen, daß dies allein

des würdigen Mannes Meinung hat seyn können. Der in Kants Denkart gegründete und hier ganz eigentlich aufgestellte Gegensatz zwischen physiologischer und pragmatischer Anthropologie, macht nemlich beide unmöglich. Es liegen dieser Eintheilung allerdings zwei richtige Gegensätze zum Grunde, der: alle Willkühr im Menschen ist Natur, und der: alle Natur im Menschen ist Willkühr; aber Anthropologie soll eben die Vereinigung beider seyn, und kann nicht anders als durch sie existiren; physiologische und pragmatische ist Eins und dasselbe, nur in verschiedener Richtung. Die ehemalige Psychologie, von der jetzt Gott sey Dank nicht mehr die Rede ist, abstrahirte von dem letzten dieser beiden Sätze, und konnte deshalb auf die Frage nicht antworten, wie es denn möglich sey, über das Gemüth zu reflektiren, wenn in dieser Reflexion keine Freiheit und also keine Bürgschaft für die Wahrheit derselben vorhanden sey. Kant will von dem ersteren hinwegsehen, weil bekanntlich das Ich bei ihm keine Natur hat, und so entsteht die Frage, woher denn die „Wahrnehmungen über das, was einem Gemüthsvermögen hinderlich oder förderlich ist“, herkommen und wie sie zu seiner Erweiterung benutzt werden sollen, wenn es keine physische Betrachtungs- und Behandlungsart derselben giebt, nach der Idee, daß alle Willkühr zugleich Natur ist. Um dies recht auffallend zu machen, steht Alles, was von solchen Wahrnehmungen hier zu finden ist, ganz einzeln und dürftig da, fast absichtlich, damit man ja nichts von einer solchen Idee argwöhnen möge, aller Darstellung und alles Zusammenhanges, nicht nur innerlich und un-

ter sich, sondern auch mit den Titeln, unter welche das Einzelne gebracht ist, völlig beraubt. Die Kunst ist mit in das Todesurtheil der Natur verflochten, und nie kann es ein Buch gegeben haben, das weniger ein Werk wäre, als dieses. Der Mißverstand dieses in der Anthropologie zu vereinigenden Gegensatzes, vermöge dessen Kant die Natur in demselben durchaus auf das Körperliche bezieht, auf den Leib und auf die geheimnißvolle Gemeinschaft des Gemüths mit demselben wird Niemand Wunder nehmen, man sieht aber hier mehr als sonst, wie das, was nur eine reine Vergötterung der Willkühr zu seyn scheint, im innersten Grunde sehr genau mit dem verborgenen Realismus zusammenhängt, dem Kant, nachdem er ihn selbst umgestürzt und zertrümmert hat, noch immer einen geheimen Baalsdienst erweist. Ohnstreitig um die Verachtung gegen das theoretische Grübeln über das, was vom Körper aufs Gemüth gewirkt wird, recht anschaulich zu machen und recht bezeichnend durch die That auszudrücken, setzt er sich das praktische Einwirken des Gemüths auf den Körper ganz besonders zum Ziel, wo es nur irgend möglich ist, wodurch denn die Anthropologie von ihrer natürlichen Tendenz ascetisch im größten Sinne des Wortes zu seyn (ein Zweck, der bei jeder wirklichen Behandlung derselben einigermaßen erreicht werden muß) ganz entfernt, und dagegen in einem sehr kleinen Sinn diätetisch wird. In diesem artigen Kreise kommt Kant wirklich zum physiologischen zurück, woraus man offenbar sieht, daß es ihm nur darum zu thun gewesen ist, einen Widerspruch anschaulich zu machen. So und nicht anders muß man

eß erklären, daß die Ruhe nach der Arbeit und die Freuden einer guten Tafel als Hauptmomente unvermerkt immer wieder kommen, und daß die Affekten und mehreres andere, was im Gemüth vorkommt, ordentlich als Verdauungsmittel behandelt werden. Man würde offenbar unrecht thun, dies anders und wol gar charakteristischer zu nehmen.

Eben so hat Kant in Rücksicht der Form zwei Forderungen an die Anthropologie gemacht, deren Vereinzigung er eben auch nur als etwas unmögliches hat darstellen wollen: nemlich daß sie systematisch und zugleich auch populär seyn soll, ein Wort, dessen Bedeutung an dieser Stelle er zum Glück selbst angegeben hat. Hier ist über dem Bestreben nach dem Populären das Systematische untergegangen, und aus angeborener Tendenz zum Systematischen, ist statt des Populären oft nur der leere Raum, wo es hineingelegt werden könnte, übrig geblieben. Unter dem Untergang des Systematischen verstehe ich nicht jene bereits erwähnte, auf den ersten Anblick sichtbare Verwirrung im Einzelnen. Freilich ist kein Eintheilungsprincip durchgeführt, die Unterabtheilungen gehn wunderbar hin und her, Ueberschrift und Inhalt sind einander öfters ganz fremd; eine Einrichtung, bei welcher dem aufmerksamen Leser nichts so sehr auffällt, als der ein Paar Male besonders vorkommende Titel: zerstreute Anmerkungen. Dem Allen aber könnte durch eine Revision und Umkehrung des Buchs, durch einige Zusätze und mehrere Weglassungen oft wiederholter Dinge, die auch einmal gesagt überflüssig sind, leicht abgeholfen werden; und dennoch würde es von die-

fer Eigenschaft nichts an sich haben, weil die Anlage dazu im Innersten fehlt, und gleichsam mit Gewalt herausgerissen ist. Um dem gemeinen Bewußtseyn Gelegenheit zu geben, seine einzelnen Beobachtungen einzuschleichen, durfte weder die Wissenschaft noch das Objekt derselben auf eine eigenthümliche Art, nach irgend einer zum Grunde liegenden ursprünglichen Anschauung, oder einem andern innern Princip aufgefaßt und dargestellt werden, sondern nur wie es hergebracht ist; aber eben weil der tiefer denkende und sehende Verfasser das Gemüth anders anzusehn, und seine verschiedene Handlungsweisen anders zu sondern versteht, so daß seine Abtheilungen mit diesem Fachwerke gar nicht zusammentreffen, und also auch seine Wahrnehmungen sich nicht in dasselbe ordnen lassen, mußte er uns den größten Theil derselben entziehen, und läßt jenes aus Unmuth öfters ganz leer stehn, um sich und uns mit ganz andern Dingen zu unterhalten. Durch diese wechselseitige Zerstörung hat er denn unumstößlich bewiesen, daß es unmöglich ist, über das Einzelne, was in der innern Erfahrung vorkommt, zu reflektiren, wenn man das Geschäft nicht höher herauf bei irgend einem Anfange anfängt. In dieser Rücksicht könnte man das Buch das „Kindergeschrei“ dieser Art von Philosophie nennen, welche bei der doppelten an sie gemachten Forderung ihr „Unvermögen als eine Fesselung fühlt, wodurch ihr die Freiheit genommen wird.“ Aber so wie bei einer körperlichen Anstrengung die Form der Muskeln und die Grenze der verschiedenen Gliedmaßen um desto stärker ins Licht tritt, je mehr sie sich den Grenzen der Kräfte

nähert: so hat sich auch bei dieser ausdrücklich zu einer solchen Absicht unternommenen Anstrengung die Form des Geistes und die Begrenzung seiner einzelnen Theile auf mannigfaltige Weise genauer als sonst dargestellt. Etwas davon, die Philosophie betreffendes habe ich gleich Anfangs bemerkt; noch mehr oben auf liegt manches, was auf die Persönlichkeit hindeutet. Die verachtende Bewunderung des Wises, wovon Kant doch selbst soviel hat, und von einer Art, die ungleich mehr werth ist, als das, was er hier Zentnerschweren Wis nennt — nur, daß er sich dessen hier sehr entäußert hat — der Haß gegen die Wortspiele, da doch sein Etymologisiren und ein großer Theil seiner Kunstsprache besonders in späteren Schriften auf einem manierirten Wortspielen beruht, das gänzliche Nichtwissen um Kunst und besonders um Poesie, die Behandlung des weiblichen Geschlechts als einer Abart, und durchaus als Mittels, die Charakteristik der Völker, die sehr nach den Freuden der Tafel schmeckt, dies und mehreres Andere sind Beiträge zu einer Kantologie, die man sowohl physiologisch als pragmatisch weiter ausführen könnte, ein Studium, welches wir den blinden Verehrers des großen Mannes bestens empfohlen haben wollen.

In verschiednen Zeitungen wird bekannt gemacht, daß ein Deutscher Edelmann auf die Entdeckung der alten Bardengesänge, welche Karl der Große hat aufzeichnen lassen, oder auch nur eines einzigen davon, einen Preis von 100 Dukaten gesetzt hat. Hr. Gräter verspricht nähere Nachricht darüber in seiner Zeitschrift

Braga und Hermode. Der Patriotismus, welcher zu dieser Preisaufgabe bewogen hat, ist gewiß sehr rühmlich. Schade nur, daß dabey ein freylich popular gewordenes Irrthum zum Grunde liegt. Es wird daher nicht undienlich seyn zu erinnern, daß der Preis sicher nicht gewonnen werden kann, daß sich also nur niemand auf vergebliche Mühe einlassen mag. Fürs erste haben die alten Germanier keine Barden gehabt, folglich auch keine Bardengesänge. Das Wort Barde ist Gallisch, und die heillose Verwirrung der Gallischen Völkerschaften mit den Germanischen unter der Griechischen Benennung der Celten ist schon längst für ungültig erkannt. Daß die Germanier Schlachtgesänge gehabt, Lieder auf ihre Stammväter, und daß sie noch zu Tacitus Zeiten den Arminius besungen, wird bezeugt; aber nirgends, daß die Sänger einen eignen Stand bey ihnen ausgemacht haben. Wo die Nationalgesänge einer solchen Kunst anvertraut sind, welcher alles daran gelegen ist sie zu erhalten, da können sie in der mündlichen Ueberlieferung selbst Veränderungen der Dynastie und Religion lange überdauern, wie einige nordische Beyspiele gezeigt haben. Auch ohne das, wo ein Völkerstamm unvermischt in uralten Sitten beharrt. Aber wie läßt sich denken, daß das Gedächtniß eines Ariovistus oder Arminius sich die lange Periode der allgemeinen Gährung und Wanderung hindurch, wo in den neuen Völkerbänden selbst die Namen der alten Stämme zu Grunde gingen, Jahrhunderte lang nach Annahme des Christenthums erhalten habe? Und wird Karl der Große, der alle

Spuren des Heidenthums auszurotten suchte, bemüht gewesen seyn Gefänge dem Untergange zu entreißen, in denen ohne Zweifel das Lob der Helden mit heidnischer Mythologie verwebt war? Die Germanischen Sprachen aus dem ersten Jahrhundert nach Christi Geburt waren schwerlich im achten noch verständlich; und hätten sie sich mit dem Fortgange der Zeit umgewandelt, und wären etwa in der Sprache des Kero und Otfried abgefaßt gewesen: wie könnten wir ihrer Richtigkeit und ihres Alterthums gewiß seyn? Endlich, wie lautet das einzige vorhandne Zeugniß des Eginhart über diese Sache? „Barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum actus et bella canebantur, scripsit memoriaeque mandavit.“ Wo ist hier nur eine Spur, die auf jene ältesten Zeiten der heidnischen Germanier hinwiese? Barbara heißt nach dem damaligen Sprachgebrauch nichts weiter als nicht lateinisch; Gedichte, die vor zwey oder dreyhundert Jahren entstanden sind, kommen uns schon sehr alt vor; wie viel mehr, wo es keine rechte Zeitrechnung giebt, und die mündliche Ueberlieferung alles in eine unbestimmte Ferne wegrückt! Kurz, Eginhart konnte sich nicht anders ausdrücken, wenn von Gedichten die Rede war, welche die Geschichte der älteren Fränkischen, Burgundischen oder Longobardischen Könige enthielten. — Aber wie, wenn der Inhalt der auf Karls Befehl aufgeschriebnen Lieder, in einer späteren Bearbeitung, wirklich auf uns gekommen, schon längst bekannt, und das Nachsuchen also doppelt vergeblich wäre? Das Lied der Nibelungen bezieht sich

auf Burgundische Geschichten aus dem fünften Jahrhundert; Johannes Müller (in der Beurtheilung der Müllerschen Ausgabe in den Götting. Anz. vom J. 1783) glaubt, die Grundlage der Fabel sey schon zu Karls des Großen Zeiten vorhanden gewesen. Wirklich deutet die herbe Wildheit dieser kolossalischen Dichtungen auf hohes Alterthum: das eigentlich Ritterliche kann ihnen in der Behandlung aus dem Zeitalter der Minnesinger, die wir besitzen, erst angebildet seyn. Daß der ältere Text durch diese verdrängt wurde und gänzlich verschwand, darf uns nicht wundern. Scheint es doch dem Heldenbuch, dessen Sagen zum Theil mit denen im Liede der Nibelungen in Verbindung stehn, bey der Modernisirung zum Behuf seiner Erscheinung im Druck eben so ergangen zu seyn. Doch es ist hier nicht der Ort, obige Hypothese weiter auszuführen. Die Geschichte unsrer Sprache und Poesie bedarf noch von so vielen Seiten aufgehell't zu werden, daß sich an die Stelle jener Preisfrage leicht andre setzen ließen, von denen mehr Erfolg zu hoffen wäre.

Seit in dem vorhergehenden Aufsatze über Zeichnungen zu Gedichten die den Hogarth betreffende Stelle geschrieben ward, hat Deutschland an dem Erklärer seiner Kupfer einen der reichsten Schriftsteller verloren. Er hatte grade eine schalkhafte Note mitten durchgeschnitten, als die Parze seinen Lebensfaden entzweyschnitt, und man kann gewiß nicht sagen, daß er seinen Witz und seine liebenswürdige Laune über-

lebt habe. Die fünfte Lieferung der Kupferstiche zeigt noch deutlicher als die vorhergehenden die platte Tendenz der Hogarthischen Gattung; der erst seit Lichtenbergs Tode erschienene Text dazu dagegen um so ausgezeichneter die Feinheit, womit er sie liberalisirt, die Bereitwilligkeit aus eignen Mitteln zuzubüssen, wo ihn sein Kommittent im Stiche läßt, die Kunst der Wendungen und Uebergänge, um seine Anmerkungen zu einem beziehungsvollen und reichen Ganzen zu erweitern. Freylich können bey solchen Umständen seine Einfälle nicht immer das Ansehen freywilliger und augenblicklicher Entstehung haben, sie gerathen zuweilen ins Spitzfindige, Weithergehohlte und Verworrene. Ueberhaupt hat Lichtenberg dem Hogarth so viel geliehet, daß man bey einem Urtheil über diesen wohl auf seiner Hut seyn muß, die Grundfäden von dem feineren Einschlage des Auslegers zu unterscheiden. Wer die Fortsetzung des unvollendeten Werkes unternehmen wollte, müßte sich selbst sogleich für einen witzigen Kopf erklären: eine Maßregel, die, wenn man sie nicht recht durchzusehen weiß, dazu führt, von andern für das grade Gegentheil erklärt zu werden; welches allerley unangenehme Namen trägt. Hier gilt es, den Wein selbst anzupfen, nicht bloß wie ein Böttiger das leere Faß vor sich herrollen, worin so oft die angeblich litterarische Thätigkeit besteht.

In den Musageten (98. 4tes St.) haben sich zwey kleine Aufsätze: kritisches Gespräch und über

Weiblichkeit in der Kunst, in der Natur und in der Gesellschaft, beyde mit H—r unterzeichnet, verirrt, wer weiß durch welchen Zufall, aber verirrt gewiß, denn sie gehören gar nicht in das Gefolge dieses lahmen Musenführers, wie er auch durch eigenthändige Noten deutlich zu machen gesucht hat. Das Gespräch enthält Urtheile über die beyden Engländischen Schriftstellerinnen, Mrs. Inchbald und Mrs. d'Arblay, artig eingekleidet in eine Unterhaltung zweyer Freunde, wozu eine Anzeige des Romans Nature and art von der ersten in der N. L. Z. den Anlaß giebt. Die Beliebtheit, Fruchtbarkeit und Manier der Verfasserin von *Coelina*, *Cecilia*, *Camilla* u. s. w. wird mit der interessanten — Armuth der Mrs. Inchbald zusammengestellt. Ueber die erste ist schwerlich noch etwas so durchgreifendes gesagt worden. — Der andre Aufsatz schließt sich dem Inhalt und Geist nach an diesen an: er ist ungemein belebt und anziehend geschrieben, voll gutgedachter Winke, die reicher und treffender sind als förmliche methodische Abhandlungen über die Weiblichkeit. So muß man eben von ihr reden, so muß man sie nehmen. Einzelne Hinweisungen, anschauliche Beyspiele sind ihr viel gemäßer als ein vollständiges System, das sie grade recht vernichtet, statt sie festzusetzen. Der Verfasser freut sich darüber, daß Deutschlands erster Dichter zugleich der Dichter der Weiblichkeit ist: dies werden auch die Frauen eben so schön als billig finden.

In dem eben erwähnten Aufsatze wird die Bemerkung gemacht, daß die Nationen nicht so verschieden von einander sind, als es oft der Charakter beyder Geschlechter in der nämlichen Nation seyn kann, wie z. B. die Engländerin von dem Engländer, und, wir müssen hinzusetzen, die Engländerin von der Engländerin. Davon zeugt das Leben der bekannten Mary Wollstonecraft, von ihrem Freunde, nachherigem Gatten William Goodwin beschrieben. Woher hat sie doch ihren Charakter, ihre Vorurtheilslosigkeit genommen? Sie ist weit merkwürdiger dadurch als durch ihre Schriften, die keineswegs über die Englische Bildung hinausgehn und zum Theil einen etwas steifen Zuschnitt haben. Wie viel Beharrlichkeit, Innigkeit und edler Kampf mit dem Unglück! Die Freyheit ihres Geistes konnte sie nicht über das häufige Loos ihres Geschlechtes hinwegführen, sie wurde von dem Mann gefühllos verlassen, dem sie sich anvertraut hatte, und ihr Herz brach darüber. Ihr Geschichtschreiber schildert ihr Aeußeres sanft und anmuthig, und wenn das Bildniß, das vor der Deutschen Uebersetzung steht, ihr gleich, so müssen wir ihm glauben. Freylich verändert es die Sache erstaunlich, ob die Vertheidigerin der Frauenrechte ein widerwärtiges Mannweib war, für welches schon die Natur auf das schönste aller Rechte Verzicht geleistet hatte, oder ob ein zartes liebendes Wesen kühn die Forderungen der Vernunft geltend machte. Was den Grund und Boden der gewöhnlichen Weiblichkeit ausmacht, das war bey dieser selbständigen Frau gleichsam die letzte Hand

und Zierde. Selbst die Heftigkeit, die ihr Freund nicht wegläugnen will, würde gemildert worden seyn, wenn sie glücklicher gewesen, es früher geworden und länger geblieben wäre. Sie wurde stiller und heitrer im Arm der Liebe. Aber auch im Zustande der gewaltsamsten Spannung, auf einer Reise durch Norwegen, die sie in Geschäften ihres schon aufgegebenen Geliebten unternahm, erscheint sie eben so liebenswürdig als wunderbar: allein unter den Szenen einer wilden Natur, mit ihrem entschlossnen Muth und festen Blicke bey einem höchst verwundbaren und so verwundeten Herzen. Schade, daß ihr Ausdruck tiefer Empfindungen durch das Medium der geordneten Flachheit in den Begriffen Englischer Popularphilosophen gehen mußte, zum Beweise, daß sich das Gemüth leichter als der Geist von nationaler Eingeschränktheit löskreißt.

Wenn eine leere und planlose Zeitschrift durch Einen vortrefflichen Beytrag bedeutend werden könnte, so müßte dies dem Deutschen Magazin widerfahren seyn, da es ihm vergönnt wurde (im 15ten, 16ten und 17ten B.) die Fragmente aus den Briefen eines jungen Gelehrten an seinen Freund, der Welt mitzutheilen: Johannes Müllers Briefe an Bonstetten, während der Jahre 1775—1778 in der Schweiz geschrieben, in denen er dem angebeteten Freunde seine ganze Seele hingiebt, ihn zum Vertrau-

ten von allem macht, was er will, was er verehrt und liebt. Welch ein herrliches Gemüth und ernstes großes Streben offenbaren sich da! Wie weihet sich der junge Mann, zu werden was er seitdem wurde, der erste Geschichtschreiber der Neueren, oder vielmehr der letzte der Alten, wie Brutus der letzte Römer war! Solche Andacht, solche Arbeit, und eine beständige Gegenwart des höchsten und würdigsten Zieles. Den ganzen Menschen in sich bildet er zu dem erwählten Berufe seiner Kunst. Die Briefe sind allein schon wegen der schönen Harmonie merkwürdig, die sie darlegen, zwischen dem was er gewollt und was er geleistet hat. Immer war ihm aber die Verkettung der Umstände zuwider. Damals kämpfte er mit Noth, mit Abhängigkeit, mit der Schwierigkeit durchzudringen; als Mann von festgegründetem Ruhme dient er Verhältnissen, die seines Genius nicht bedurften, wenn die Gesinnungen des Helveziers sich auch zu ihnen bequemen konnten. Die Nachwelt, wenn sie ihn im Gemälde früherer Zeiten erkennt, wird ihn in der Geschichte der unsrigen vermissen, denn die große Betrachtungsart der Begebenheiten scheint die gültigste Vollmacht bey großen Gelegenheiten zu handeln. Ehedem konnte er seinem Vaterlande nicht auf eine würdige Art angehören: „es schlummere,“ hat er prophezeit, „und sein Erwachen werde tödtlich seyn;“ jetzt hat er vielleicht kein Vaterland mehr. — Der Jüngling arbeitete für die Zukunft, ja für die Ewigkeit, während ihn der Mangel des Augenblicks niederdrückte; „er war nur glücklich, indem er komponirte,“ die übrige Zeit gehörte der Sorge: und doch konnte er sich nie überwinden

abzulassen, um etwa durch leichtthin gestreute Saat eine bald verzehrte Frucht zu erndten. Ein Theil seines unsterblichen Werkes war geschrieben, und nun fand sich kein Buchhändler, der einen hinlänglichen Preis geboten hätte, um ihm bey der Fortsetzung Unterhalt zu schaffen. Vor zwanzig Jahren wurde es freylich noch dem jungen Schriftsteller schwerer gemacht, indessen ist die Frage, ob es ihm nicht jetzt mit seiner Geschichte ebenso hätte gehn können, da nichts als eine ungewohnte, ja unverständne Vortrefflichkeit sie empfiehlt. — Dazu kam nun noch die Pfahlbürgererey kleinrepublikanischer Censoren, und der tröstliche Rath guter Freunde, wovon einer die Deutsche Sprache verworf und das Werk Französisch wünschte, ein anderer (Bonnet, der ihm auf jede Weise viel gelten mußte) seine Schreibart viel zu trocken und schmucklos fand. Er hatte wirklich Charakter nöthig, um sein Talent nicht einzubüßen.

Man sieht hier die entscheidende Wirkung, welche die Bekanntschaft mit den Alten auf ihn machte, und wie sie seiner verwandten Natur das Siegel der Erkenntniß ausdrückte. Sie trafen bey ihm nicht auf Empfänglichkeit des Geistes allein, sondern auf ein liebendes Herz. Die in diesen Briefen athmende Freundschaft ist ein Beweis davon: sie ist im antiken Styl wie seine Werke. Wer kann zweifeln, daß sie ihn ganz durchdrungen hat, daß sie sein Trost und gleichsam die Nahrung des Bedürftigen war? In dieser wie in jeder andern Beziehung, die aus den Briefen hervorgeht, erscheint er mit einer originalen und naiven Liebenswürdigkeit, und die kleinsten seiner Aeußerungen, seiner

Urtheile, seiner Wünsche, geben Stoff für das doppelte Interesse des Verstandes und des Gefühls. Ihr größter Reiz ist, daß sie nicht für einen dritten dastehn, und was der dritte nun darin findet, um so mehr der Grund seiner Seele war. Sie sind wie ächte Liebesbriefe, die zufällig in fremde Hände fallen. Der Mann kann lächeln über die Wärme seiner Jugendtage, aber er wird nur auf diesem Wege ein Mann.

Wer Müllers Schweizergeschichte kennt, muß diese Briefe lesen, um sie noch besser zu verstehen; wer sie nicht kennt, muß sie lesen, um sich dafür empfänglich zu machen. Was Geschichte ist, darüber kann die Heiligkeit aufklären, womit Müller sie behandelt.

Es klingt wie ein Märchen, der längst verschwundene Anton Wall sey wieder auferstanden, und ergöze durch Erzählung von Bagatellen; und es ist auch wirklich eins, und zwar ein Persisches, Amathonte genannt. Eine Bagatelle verdient es zu heißen, und das ist keine Kleinigkeit: dabey ist es artig, schalkhaft, und oft von Französischer Leichtigkeit beflügelt. Gewisse Kunstrichter werden mehr Moral und Allegorie verlangen, während die, welchen ein Märchen nichts ist, als die gaukelnden Farben der Fantasie im vielfach geschliffnen Glase der Bizarrerie gebrochen, es vielleicht noch nicht orientalisch und feenhaft genug finden. In der anfangs gehegten Hoffnung, der Zauberer werde alle vier Brüder zum Besten haben, wird man getäuscht:

zu einigem Erfas hat der eine Bruder den Zauberer zum Besten; der vierte wird am Schlusse gar vergessen. Die Sultanin Biribi mit den funkelnden Edelsteinen von Augen geht durch die große Unschuld ihrer Liebe für Solmar aus dem Kostum heraus: nach den ersten Vertraulichkeiten erwartet man, sie werde sich ihrem Range gemäßer zu betragen wissen. — Jedem Autor ist zu wünschen, daß ihn die Fee Amathonte drey mal umarmen möge, und Anton Wall, der die reizende Sitte aufbringt, soll nicht von dem Wunsche ausgeschlossen seyn.

Es scheint nicht billig daß Lafontaine's *Romulus* (im zweyten Bande der Sagen aus dem Alterthum, eigentlich Sagen in das Alterthum hinein) nur als *Romulus tout court* angekündigt wird. Da er so vieles ist, dessen sich der wirkliche nicht rühmen konnte: nicht bloß gerecht und milde, sondern zärtlich und gefühlvoll, unendlich friedsam, bis zur tugendhaften Pein verliebt, und bis zur Niederträchtigkeit großmüthig; so sollte dies auch auf dem Titel angedeutet seyn, und das Buch könnte nach dem Beispiele älterer bey unsern ehrenfesten Vorfahren beliebter Romane *Romuliscus* und *Romulisca* heißen, oder der christliche *Romulus*. Zur Bignette die kleinen Zwillingbrüder, von einem Schafe gefängt. Wenn nicht zum Unglücke immer die Götter genannt würden, so dächte man gar nicht unter blinden Heiden zu seyn. Für die Liebhaber

der Rittergeschichte kommt Iulia nach einer neunzehnjährigen Gefangenschaft wieder an das Tageslicht, aus einem unterirdischen Kerker, der, mit den gehörigen Modifikationen, ein wahres Burgverlies ist. Die Antiquare werden sich besonders über das Helmvisier freuen, das Romulus einmal herunterzieht um nicht erkannt zu werden. Es ist abscheulich, wie die Geschichte die ältesten Römer verläumdet hat: Romulus hat den Nereus keinesweges erschlagen, sondern dieser weiche Jüngling hat sich aus Heroismus und Bruderliebe selbst entleibt. Auch bey dem verrufenen Raube der Sabinerinnen ist es so unschuldig und liebevoll zugegangen, daß sich die Engel im Himmel darüber freuen mußten. Nur Amulius ist und bleibt ein grausamer Tyrann. Romulus selbst wäre um ein Haar „kein Mensch geworden, weil er kein Sohn seyn konnte;“ aber er kommt zu einer Familie, „deren Umarmungen mehr werth sind als alle Heldenthaten der Vorkwelt,“ er lernt die schöne und sympathetisch gestimmte Hersilia kennen, findet seine Eltern wieder, und nun segnet sein Blick alle Völker; er lehrt seine räuberischen Hirten „ihre Eltern zu lieben, allen zu helfen und den Armen wohl zu thun;“ ehe er sich in eine Schlacht einläßt, bittet er seine Feinde „zu bedenken, daß sie Menschen seyen.“ Hierauf erbaut er Rom, und gründet die sanften Sitten und friedlichen Gesinnungen, wodurch, wie man weiß, dieser Staat nachher so groß wurde, durch die allerweisesten Gesetze und Einrichtungen. Und das alles, versteht sich, ohne die geringste Einmischung von Verstand, bloß vermittelst des Herzens. Ja das

Herz, in der That — c'est un merveilleux instrument! wie Boufflers in seinem Gedicht darüber sagt. Und eine unverstiegbare Romanenquelle, kann man hinzufügen.

Dem Dramaturgen Schink ist aus seinem Faust, an welchem er verschiedene Jahre gearbeitet, und wovon er in Zeitschriften Proben gegeben hat, unter den Händen ein travestirter Hamlet geworden. Man behauptet, es würde auf alle Fälle auch nur ein travestirter Faust geworden seyn. Aber freylich giebt es Travestien, die es sind ohne zu wollen, und andre die gern möchten und nicht können.

Als die beyden ersten Theile von Thümmels Reise durch das mittägliche Frankreich erschienen waren, bewunderte sie ein Bibliothekär der schönen Wissenschaften, der ihre Schönheiten weitläufig ins Licht stellte, besonders als ein gerundetes und in sich beschlossenes Ganzes: nicht das geringste lasse sich weder davon noch dazuthun. Drey neue Theile, die einige Jahre nachher diesem Kunstrichter zum Vorschein erschienen, und dem Buche einen plötzlichen, aber was meistens damit verbunden zu seyn pflegt, einen etwas zweydeutigen Ruf verschafften, ließen die Möglichkeit einsehen, daß es noch wohl eine Weile fortgesetzt wer-

den könne; und das jetzt erschienene sechste Bändchen beschließt man mit der Ueberzeugung, daß das Werk seiner innern Einrichtung nach niemals ein Ende zu nehmen braucht. Doch weit entfernt in dieser Art von Unsterblichkeit etwas furchtbares zu finden, wird man sich gern bequemen, von Zeit zu Zeit mit dem Vf. einen Streifzug in der Provenze zu machen, ja wenn hier der Stoff erschöpft seyn sollte, über das Meer setzen, und bis in die Barbarey nach unterhaltenden Figuren jagen. Die einzelnen Partien sind artig ausgeführt, aber in dem Ganzen ist nicht mehr Komposition, als Zusammenhang unter den Abentheuern einer wirklichen Reise zu seyn pflegt, wo auch zuweilen eine reizende Aussicht für Stunden Weges durch die Haide entschädigen muß. Diese Sorglosigkeit der Verknüpfung äußert sich auch in kleineren Theilen: die eingestreuten Verse sind poetische Spaziergänge aufs Gerathewohl, und manchmal artet das Fortleiten der Gedanken an den Reimen in ein Englisches steeple-hunting aus. An drolligen Einfällen und Erfindungen fehlt es nicht: nur manchmal scheint in kleinen Umständen etwas nicht richtig zu seyn, was dann der Anschaulichkeit in den Weg tritt, da doch der Romanendichter immer nur Großhandel mit Unwahrscheinlichkeiten treiben, im Detail aber äußerst sorgfältig und genau seyn sollte. — Wie sich ein Berlinischer Visitor und seine Nichten beym Anfange ihrer ersten Seefahrt, wodurch sie einer großen Erbschaft entgegen reifen, benehmen, erfährt man mit nicht geringem Behagen; allein die Diatribe des Landedelmanns gegen den guten Geschmack ist zugleich eine Sünde dagegen,

selbst nach Voltaire's toleranter Erklärung; denn sie ist langweilig. Ueberhaupt bleibt es dabey: Margot war die erste Liebe, und diese fühlt man nur Einmal.

Aus einem Briefe von Paris über Robespierre's Menschenhaß und Reue. — „Seit einigen Wochen weint man hier, daß die Leinwand theuer werden möchte, und rathen Sie worüber? — Nichts als unsre alten ci-devant Thränen über Menschenhaß und Reue. Es wurde manches sehr gut gespielt, aber Eulaliens Rolle nicht zur Hälfte so edel und schön wie bisweilen von der Anzelmänn. Das Uergste waren die heftigen Convulsionen, die mir ordentlich medicinisch merkwürdig schienen. Die Franzosen, denen eine solche Reue ganz unbegreiflich vorkommt, glauben bonnement, der weibliche Körper müsse dadurch wohl aus seinen Angeln gehoben werden, und so applaudiren sie unbändig; wie denn das Stück überhaupt einen ganz ekelhaften Beyfall erhalten hat. Von einem einzigen jungen Menschen hörte ich die sehr gesunde Kritik: Cependant je préférerois toujours une femme innocente à une femme convulsivement vertueuse.

Zum Beweis, wie wenig das Costum hier immer vortrefflich ist, will ich Ihnen nur anführen, daß der Menschenfeind schwarze Beinkleider, Stiefeln mit doppelten schwarzen Aufklappen, eine ganz lange scharlachene Weste, und einen altmodischen blauen

Rock mit einem kleinen Zopf hatte. Das heißt doch den Geschmack noch mehr hassen, als die Menschen!

Das Schauspielhaus erdröhnt vom Klatschen bey jeder moralischen Platitude, die bey uns auf keine Pensionsmamsell mehr Eindruck machte. So jung ist das Volk hier, außerdem daß durch die vielfachen Revolutionsgreuel die Tugend ihnen ganz pikant geworden ist."

Wenn man den Roman der Genlis, *les vœux téméraires* in einem Strich durchgelesen hat, mit allen ihren Künstlichkeiten und appetirten Tugenden und Delikatessen: so sehnt man sich ordentlich nach ein wenig derber Natürlichkeit und Härte, wie man sich nach einer Krankheit, in der man zu Habersuppen verdammt war, nach irgend einer Säure sehnt. — Die Langeweile, welche einen wegen der gänzlichen Abwesenheit des Wizes dabey ergreift, abgerechnet, ist das Buch weder so gut noch so schlecht als man es gefunden hat. Viel Fantasie aber ohne Blüthe und ohne Frischeit, alles wie im Treibhause getrieben; viel Kenntniß ihrer Welt, bonton, Galanterie, aber alles geschnürt und im Reifrocke. Die Charaktere werden immer erst beschrieben, und dann müssen sich die Menschen in diese Vorschrift einpassen, wie die Probe zu einem Rechnungsexempel. Die Heldin, eine völlige Engländerin, wie sie sich der übertreibenden Fantasie einer Französin darstellt, flieht alle mensch-

liche Gesellschaft mehrere Jahre lang: es wird aber doch sehr künstlicher Weise so eingerichtet, daß sie immerwährend gesehen und beobachtet wird; sie ist unaufhörlich von einem ihrer geheimen Anbeter unsichtbar umgeben, der ihre geheimsten Bewegungen sogar des Nachts in ihrem Zimmer bemerkt. Zwar liegt dieses so hoch, daß man von draußen nicht gradezu hinein sehn kann: aber der Liebhaber der Jahre lang weder schläft noch ißt, um in immer neuen Verkleidungen unaufhörlich um das Schloß zu schleichen, kann doch wenigstens am Schatten ihrer Gestalt und ihrer langen Haare, der am Plafond sichtbar ist, wahrnehmen, daß sie unruhig auf und abgehe. Auf jedem noch so einsamen Spaziergang muß sie entdeckt und gesehen werden. — Diese Eitelkeit ist mit der devotesten Ehrfurcht dargestellt und der Schleyer der ausgelassensten Prüderie über sie gehängt. Und welche Präntensionen an die Männer! Es ist naiv so etwas zu gestehen, als wäre es sehr tugendhaft. Die Darstellung in einzelnen Szenen ist von hinreißender Lebhaftigkeit: aber Thränenströme durchwässern das ganze Buch auf eine höchst traurige Art. Alles ist auf gut Parisisch künstlich darin: Felder und Wälder, Wasser und Brücken, Bauern und Bauernhochzeiten, sogar die Ruhe dieser Bauern und die ganze Natur. In dieser Krankenluft der Verhältnisse athmet die Liebe nur mit großer Beängstigung, und verwegen ist in dem Buche nichts so sehr, als daß es sich an die Liebe wagte. Seine moralische Absicht ist übrigens nur zu zeigen: daß es für einen Mann gefährlich sey, ein Malthes-

ferritter zu werden, von wegen des Keuschheitgelübdes; und daß eine Wittwe sich hüten muß, mit goldenen Buchstaben auf das öffentliche Denkmahl ihres verstorbenen Mannes zu schreiben, daß sie niemals die Frau eines andern werden wolle; weil beyde nicht sicher seyn können, ob es sie nicht einmal gereuen wird.

Die bisher in Deutschland gangbare Uebersetzung des Don Quixote war ganz spaßhaft zu lesen, nur fehlte — die Poesie, sowohl die in Versen als die der Prosa; und somit der Zusammenhang des Werks, in dem eben nicht viel mehr aber auch nicht weniger Zusammenhang ist wie in einer Composition der Musik oder der Mahlerey. Don Quixote's schöner Fähhorn und hochtrabende Gelassenheit verlor oft die feinsten Züge und Sancho nähert sich dem niedersächsischen Bauer.

Ein Dichter und vertrauter Freund der alten romantischen Poesie wie Tieck muß es seyn, der diesen Mangel ersetzen und den Eindruck und Geist des Ganzen im Deutschen wiedergeben und nachbilden will. Er hat den Versuch angefangen und der erste Theil seiner Uebersetzung zeigt zur Genüge, wie sehr es ihm gelingt, den Ton und die Farbe des Originals nachzuahmen, und so weit es möglich ist, zu erreichen. Auch viele Stellen von denen die fast unübersehblich scheinen können, sind überraschend glücklich ausgedrückt.

Doch ist die Uebersetzung keineswegs in Einzelnen ängstlich treu, obgleich sie es in Rücksicht auf das Colorit des Ganzen auf das gewissenhafteste zu seyn strebt. Daher ist in den Gedichten der Nachbildung des Sylbenmaßes, welches beym Cervantes immer so bedeutsam ist, lieber etwas von der Genauigkeit des Sinns aufgeopfert. Was man hierin von dem Uebersetzer hoffen dürfe, sieht man aus dem meisterhaft übersehten Gedichte S. 417. Auch in dem Gedicht des Chrysostomus ist der Ton des Ganzen sehr gut getroffen. Die Prosa scheint, je weiter das Werk fortrückt, immer ausgebildeter und spanischer zu werden; auch die einzelnen Härten werden seltner.

Es fragt sich also nur, ob der Leser wird in den Gesichtspunkt des Uebersetzers eingehn wollen, ob er sich mit einem Worte entschließen kann, den Don Quixote auch noch in andern Stunden als denen der Verdauung zu lesen, welcher bekanntlich alles, was nicht zu lachen macht, vorzüglich ernsthafte oder gar tragische Poesie so leicht nachtheilig wird. Wir wollen ihn also mit eben so viel Nachdruck als Ergebenheit gebeten haben, den Cervantes für einen Dichter zu halten, der zwar im ersten Theile des Don Quixote die ganze Blumenfülle seiner frischen Poesie aus des Wises buntem Füllhorn in einem Augenblicke fröhlicher Verschwendung mit einemmale ausgeschüttet zu haben scheint; der aber doch auch noch andre ganz ehr- und achtbare Werke erfunden und gebildet hat, die dereinst wohl ihre Stelle im Allerheiligsten der romantischen Kunst finden werden. Ich meyne die liebliche und sinnreiche Galatea, wo das Spiel des menschlichen Lebens sich mit bescheidner Kunst und leiser

Symmetrie zu einem künstlich schönen Gewebe ewiger Musik und zarter Sehnsucht ordnet, indem es flieht. Es ist der Blüthekranz der Unschuld und der frühesten noch schüchternen Jugend. Der dunkelfarbige Persiles dagegen zieht sich langsam und fast schwer durch den Reichthum seiner sonderbaren Verschlingungen aus der Ferne des dunkelsten Norden nach dem warmen Süden herab, und endigt freundlich in Rom, dem herrlichen Mittelpunkt der gebildeten Welt. Es ist die späteste, fast zu reife, aber doch noch frisch und gewürzhaft duftende Frucht dieses liebenswürdigen Geistes, der noch im letzten Hauch Poesie und ewige Jugend athmete. Die Novelas dürfen gewiß keinem seiner Werke nachstehn. Wer nicht einmal sie göttlich finden kann, muß den Don Quixote durchaus falsch verstehn. Daher sollten sie auch zunächst nach diesem übersetzt werden. Denn übersetzen und lesen muß man alles oder nichts von diesem unsterblichen Autor.

Da man schon anfängt, dem Shakespeare nicht mehr für einen rasend tollen Sturm- und Drangdichter, sondern für einen der absichtsvollsten Künstler zu halten, so ist Hoffnung, daß man sich entschließen werde, auch den großen Cervantes nicht bloß für einen Spaßmacher zu nehmen, da er, was die verborgne Absichtlichkeit betrifft, wohl eben so schlau und arglistig seyn möchte, wie jener, der ohne von ihm zu wissen, sein Freund und Bruder war, als hätten sich ihre Geister in einer unsichtbaren Welt überall begegnet und freundliche Abrede genommen.

Nur noch eine Bemerkung über die Prosa des Cervantes, von der ich schon vorhin erwähnte, daß auch Poesie in ihr sey, und daß der Uebersetzer ihren Charakter sehr glücklich nachgebildet habe. Ich glaube, es ist die einzige moderne, welche wir der Prosa eines Tacitus, Demosthenes oder Plato entgegenstellen können. Eben weil sie so durchaus modern, wie jene antik und doch in ihrer Art eben so kunstreich ausgebildet ist. In keiner andern Prosa ist die Stellung der Worte so ganz Symmetrie und Musik; keine andre braucht die Verschiedenheiten des Styls so ganz, wie Massen von Farbe und Licht; keine ist in den allgemeinen Ausdrücken der gefelligen Bildung so frisch, so lebendig und darstellend. Immer edel und immer zierlich bildet sie bald den schärfsten Scharfsinn bis zur äußersten Spitze, und verirrt bald in kindlich süße Ländeleien. Darum ist auch die spanische Prosa dem Roman, der die Musik des Lebens fantasiren soll, und verwandten Kunstarten, so eigenthümlich angemessen, wie die Prosa der Alten den Werken der Rhetorik oder der Historie. Laßt uns die populäre Schreiberey der Franzosen und Engländer vergessen, und diesen Vorbildern nachstreben!

Versteht sich, die spanische Prosa des Cervantes. Denn dieser war wohl auch hierin einzig. Die Prosa seines Zeitgenossen Lope de Vega ist roh und gemein; die des wenig spätern Quevedo schon durch das Uebertriebene herbe und hart, und von einer kaum genießbaren Künstlichkeit.

Litterarischer Reichsanzeiger
oder
Archiv der Zeit und ihres Geschmacks.

Künftige Schriften.

Ein Gelehrter, den unsre Nation als den vielseitigsten Convector verehrt, der bereits zwey Modejournale herausgiebt, und als Amanuensis eines berühmteren Schriftstellers einem dritten, etwas aus der Mode gekommenen, das Leben durch den Phosphor der Neuigkeiten fristet, der außerdem seine vielhändige Wirksamkeit über ein halb Duzend Zeitschriften und Zeitungen verbreitet, ist zu einem ganz neuen Journal der Journalistik oder der Kunst Journale zu stiften und zu erhalten, entschlossen. Niemand wird bey der litterarischen Sitte unsers Zeitalters, seine Gedanken in schnell umlaufenden Heften zu kolportiren, die jeder Schriftsteller, der wirken will, mitmachen muß, an der Wichtigkeit dieser Kunst zweifeln, eben so wenig an der Befugniß des Herausgebers sie ans Licht zu stellen. Wie er überall klassische Brocken bey sich trägt und sie selbst auf den Puztischen der Damen auskramt, so, daß nicht selten auf den Schmetterlingsflügeln seiner Eleganz etwas von dem bekannten Staube klebt, der ihre Klüchtigkeit durch die gehörige Schwere mäsiget; so heißt auch diesmal sein Motto:

Opportuna mea est cunctis natura figuris

In quamcumque voles, verte

Nur die schließenden Worte des Distichons: *decorus ero*, bleiben weg, und aus guten Gründen. Da ein Deutsches Journal fast nicht ohne einen mythologischen Namen bestehen kann, so daß beynabe der ganze Göttervorrath des Heidenthums, bis auf die Parcen und Furien nach, erschöpft worden ist, so dürfte vielleicht Vertumnus, von dem jene Zeilen reden, auf dem Titel prangen, welches dann zu einer Abhandlung über diese

Errurische Gottheit mit vielen Citaten Anlaß geben wird. Er wird zeigen, daß eine geschmeidige Biegsamkeit der Grundsätze das erste Erforderniß zu einem Journalschreiber ist: die Erscheinung nach Monaten sey symbolisch zu nehmen, und wie sich die Gestalt des Jahres mit dem Lauf derselben ändre, so habe auch ein Journal seine Monatswahrheiten. Sehr deutlich wird er machen, wie sich das oberflächliche Verdienst durch Gefälligkeit, Brauchbarkeit, mündliche und schriftliche Bezeugungen unendlicher Devotion zu ausgebreiteten Verbindungen mit Gelehrten durcharbeitet; wie man eine weitläuftige Korrespondenz für seine Journale benutzt, indem die Leser selbst vor gleichsam ungesalznem Gewäsch einige Ehrerbietung bekommen, wenn London, Paris oder Rom darüber steht, weil es doch so weit hergereist ist und nothwendig viel Postgeld gekostet haben muß; wie man abgeschmackte Urtheile über die Kantische Philosophie ins Ausland schreibt und sie sich von dorthier wieder zurück melden läßt; wie man beym Rezensiren, wo man anonym ist, niemals ermangelt seine eignen Schriften zu citiren, damit es doch irgend jemand thue; wie man ohne Schamerröthen Briefe und Aufsätze einrückt, in denen man selbst die derbsten Zurechtweisungen, ja Demüthigungen empfängt, und sie noch mit empfehlenden Anmerkungen begleitet; (z. B. man hat in einer Uebersicht der Englischen Litteratur, Oppositionsjournalen zufolge, manches in ein verächtliches oder feindseliges Licht gestellt, ein unterrichteter Engländer von entgegengesetzten Ansichten widerspricht, und läugnet alles grade zu, man befördert seine unparteylichen Aussprüche nicht bloß zur Bekanntmachung, sondern erhebt in dem Prolog dazu ein Geschrey über die abscheuliche Verschwörung gegen die Meinung von der Englischen Nation, die in Deutschland immer mehr überhand nehme u. s. w.) wie man sich ohne Beruf in alles mischt, und bei einer gänzlichen Unfähigkeit das Schöne zu fühlen, sich über Künstler und Kunstwerke ein Urtheil zusammenhorcht, und dieses dann, wenn man eine große Autorität hinter sich zu haben glaubt, auf das zuversichtlichste und mit anmaßendem Enthusiasmus ausruft; wie man nach allen Seiten schiefe und leere Anprei-

sungen austheilt, bald des Schriftstellers oder des Buchhändlers oder des Kupferstechers, und die Wendungen dazu stets aufzufinden weiß, (vielleicht wird bey dieser Gelegenheit eine räsonnirende Uebersicht aller derer gegeben, die dem Herausgeber bisher auf diese Art verpflichtet zu seyn Ursache haben) sollten sie! auch nur in Noten Platz finden können, wo die unterwürfige Gesinnung durch die Stelle auf der Seite und den kleineren Druck um so bildlicher wird; wie man, zu furchtsam, selbst einen Hieb zu versetzen sich dergleichen von seinen Correspondenten überschieken läßt, das im Text gesagte in der Note modificirt, und die Modifikation halb wieder zurücknimmt. Den unverhältnißmäßigen Umfang des eben geschlossnen Perioden mag der Umfang der Wissenschaft entschuldigen, wovon er doch nur einige Beispiele liefert. Um mehre Zwecke auf einmal zu erreichen, wird die Kunst in vielen Worten wenig zu sagen, nicht besonders und theoretisch, sondern praktisch im Laufe des übrigen Unterrichts vorgenommen werden. Eben so die Theorie der pikanten Ankündigungen, die das Alte zur Neuheit adeln, und das Neue durch Altes aufstutzen müssen. Die gegenwärtige muß einem solchen Meister viel zu matt und unbedeutend scheinen. Wir schließen daher in der Zuversicht, er werde unsrer wohlmeynenden Ungeschicklichkeit zu Hülfe kommen, und in seinen sämtlichen Journalen, und wo man sonst dergleichen einzurücken pflegt, unsre Ankündigung eiligst und nachdrücklichst ankündigen.

Der Herausgeber des Genius der Zeit und des Musagetes stiftet Annalen der leidenden Schriftstellerey, nicht in zwanglosen sondern in nothgedrungenen Heften: eine Anstalt, deren Bedürfniß so allgemein gefühlt wird, daß sie großen Beifall finden muß. Allen Mühseligen, Beladnen und Zerschlagenen ist hiemit ein Lazareth geöffnet, wo sie wenigstens den Trost haben, ihre Wunden zu zeigen, wenn sie auch dadurch nicht geheilt werden sollten. Hier werden einige von den bejahrteren Schriftstellern Klagen darüber anstimmen, daß das goldne Zeitalter

unserer Litteratur noch nicht vorüber seyn soll; andre ihrem gerechten Unwillen und ihrer Mißlaune über die Fortschritte der Kunst und Wissenschaft Luft machen. Barmherzige Gemüther werden die Inhumanität einer Kritik schmähen, die den Pelz wäscht und ihn wirklich naß macht. Die unerhörte Frechheit Einziger, ein eignes Urtheil zu haben, wird mit schwindelndem Erstaunen berichtet, Wiß und Spott aber, als die eigentliche Sünde wider den heiligen Geist, überall in die tiefste Hölle verdammt werden. Der Herausgeber selbst wird in einem Hest um das andre über eine Penie wehklagen und schelten, die vor einer Anzahl Jahre auf ihn gemacht ward. Man wird Nachricht von dem Tode solcher Weltweisen ertheilen, die an einer einzigen wider sie gerichteten Zeile vor Gram gestorben sind. Da das Schrift: stellen wie billig in seiner weitesten Bedeutung genommen wird, so können auch Schulknaben ihre ungerecht beurtheilten Exercitia hier abdrucken lassen, um die Welt zwischen sich und ihren Präzeptoren zum Richter zu machen. Man schmeichelt uns, es werde vom Athenaeum auf eine oder die andre Art in diesen Annalen die Rede seyn.

Wieland wird Supplemente zu den Supplementen seiner sämtlichen Werke herausgeben, unter dem Titel: Werke, die ich sogar für die Supplemente zu schlecht halte, und völlig verwerfe. Diese Bände werden aber unbedruckte Blätter enthalten, welches sich besonders bey dem geglätteten Velin schön ausnehmen wird.

Nachdem Hr. Hofrath Hirt durch seinen Versuch über das Kunstschöne (Horen 97. St. VII.) die Welt aus der Verworfenheit der bisherigen Theorien gerettet, indem man nun klar einsieht, wie schön von scheinen herkömmt, und daß „alle unsre angenehmen Empfindungen entweder das Wahre, das Gute oder das Schöne zum Grunde haben:“ (wenn man bei einer

Vorlesung des Hrn. Hirt einschläft, aus welcher der drey Quellen mag diese angenehme Empfindung wohl herfließen?): so wird er eine vollständige Geschichte der bildenden Künste bey den Alten geben, worin er zeigen wird, daß die Charakteristik der Hauptgrundsatz derselben gewesen sey. Dieses merkwürdige Prinzip, welches er während seines vieljährigen Aufenthalts in Italien entdeckt, und bis jetzt nur noch in drey Abhandlungen eingeschärft hat, besteht darin, daß in der alten Kunst ein Pferd völlig wie ein Pferd, ein Centaur wie ein Centaur abgebildet wurde; dazu kam noch „die Individuellheit der Attitüde.“ (Archiv 93. St. XI. S. 439.) eine Venus nahm „den gewöhnlichen Akt der jungfräulichen Schamhaftigkeit“ vor, (Horen 97. St. X. S. 19.) u. s. w. Dem zufolge hätten wir in den Bemerkungen über Hrn. Hirts Kunstkennerchaft, ganz unverhoffter Weise ein Kunstwerk im Griechischen Styl geliefert, welches uns sehr erfreulich ist. Wir sind auch darin dem Beyspiel der alten Künstler gefolgt, daß wir uns bey der Wahl des Gegenstandes nicht durch das Wohlgefällige haben bestimmen lassen, (ebend. S. 24.) da uns vielmehr jene alten Medusenköpfe „mit vorreckender Zunge und gewaltigen Verzerrungen (Archiv. S. 449) vor-schwebten. Hr. Hirt (S. 437) „wollte sich auch in die Reihe der Aesthetiker stellen, und ein Wort zu Männern als Mann sprechen“; ein Widerspruch war ihm daher äußerst befremdlich und störend. Er muß sich nur ja nicht aus der Fassung bringen lassen, sondern im beredten Vortrage seiner geschmackvollen Lehren über die alte Kunst fortfahren, so wird die Tugend (welche „schön machet“, und bepläufig zu bemerken, „in Ausübung bestehet“, Horen St. VII. S. 12) am Ende „eine Lichtkrone um das Haupt des unerschütterten Tugendhaften formiren.“

Der Verfasser der Borussia ist eben am hundert zwey und funfzigsten Gesange seiner Jenischias, eines Heldengedichtes in Heroikontametern, das fortgesetzt wird. In diesem Gesange beschreibt er, wie er einmal als Studium zur Borussia alle seit

Erschaffung der Welt geschriebnen Heldengebichte in vierzehn Tagen durchgelesen. Seine berühmte Fehde mit dem Magister Reinhard wegen einer Briefverfälschung hofft er in zehn Gesängen abzutun; die Vergleichung von vierzehn Sprachen zum Behuf einer Preisaufgabe der Berliner Akademie ebenfalls. Die Erfindung der gestirnten Oden, nämlich solcher, die häufig durch drey Sternchen in Absätze gesondert werden, weil sie in einem Striche fort zu langweilig seyn würden, (Berl. Archiv 99. St. I.) soll einstweilen den Beschluß machen.

Preis - Aufgaben.

Der Buchhändler Nicolai der ältere hat kürzlich in einem krankhaften Zustande allerley fremde Geister gesehn, und wünscht sehrlich nun auch den seinigen zu erblicken. Demjenigen Gelehrten, welcher ihm die Mittel angeben kann, dieses schwierige Unternehmen auszuführen, wird eine verhältnißmäßige Belohnung versprochen.

Derjenige, welcher beweisen kann, daß er, ohne irgend eine Nebenabsicht bloß um das Fortkommen der Aesthetik zu befördern, die Urania des Herrn von Ramdohr zu Ende gelesen habe, soll zur Prämie die aesthetischen Versuche des Herrn von Humboldt erhalten. Wer die Lectüre nicht vollendet, aber doch bis über die Hälfte gekommen ist, erhält zwanzig noch ungedruckte Gedichte von Matthison.

Medicinische Anzeige.

Das Philosophiren ist eine bekanntlich zwar nur seltene, aber in allen Gestalten, welche sie annimmt, höchst bedenkliche und gefährliche Krankheit hoffnungsvoller Jünglinge. Ein wunderbares, ununterbrochen heftiges Delirium, eine auszehrende und besonders die Sprachwerkzeuge völlig austrocknende Wasserscheu, und eine gewöhnlich unheilbare Unfähigkeit, verständliche Werke

und mäßiges Raisonnement hervorzubringen, oder auch nur mit Anstand und Geschmack zu genießen: das sind die gewöhnlichsten Uebel, die aus dieser Quelle entspringen, und die jeder verständige Mann, der das Glück der Gesundheit zu schätzen weiß, nicht ohne das innigste Mitleid ansehen kann. Leider ist es bekannt genug, daß überdies viele ganz gesunde junge Leute sich einbilden, an dieser Krankheit daniederzuliegen, und daß diese sonderbare Art von Hypochondrie, deren Ursache mit Recht in der außerordentlichen Witterung unsers Jahrzehends gesucht worden ist, dem litterarischen Gemeinwesen eben soviel gute Köpfe entzieht, als die Krankheit selbst. Man glaubt daher allen, denen das Beste der deutschen Litteratur aufrichtig am Herzen liegt, wie auch allen wahren Freunden der Jugend einen nicht geringen Dienst zu leisten, wenn man sie auf ein gegen beide Uebel, die leider oft ganz falsch behandelt werden, bewährtes Mittel aufs neue aufmerksam macht. Es ist dieses die bereits rühmlich bekannte

antiphilosophische Latwerge,

von deren großem Nutzen in den verwickeltesten Fällen die glaubhaftesten Zeugnisse beigebracht werden können. Noch ist es keinem Chemiker gelungen, die wahren Bestandtheile dieses im Grunde sehr einfachen Mittels zu entdecken, indem sich alle durch einen Geschmack nach gesundem Verstand und reifer Erfahrung, der diesem Medicament sehr künstlich beigemischt ist, haben hintergehen lassen, und das Publikum wird hiemit vor allem, was darüber verbreitet worden ist, nachdrücklichst gewarnt. Ein Theil desselben hat sich zwar über die widrige Zähigkeit und das große Volumen dieser trefflichen Arznei beschwert; man kann aber auf Glauben versichern, daß wegen des Aufbrausens, welches bei der Composition nicht zu vermeiden ist, eine andere Form nicht ausgemittelt werden kann, und diese Eigenschaften vielmehr die Kennzeichen der höchsten Güte und Vortrefflichkeit sind; daher auch der Erfinder es immer weiter darin zu bringen sucht. Die Latwerge wird einzig und allein in Fr. Niko lai s Laboratorien zu Berlin und Schöneiche aufrichtig fabricirt, und ist in allen Buchhandlungen und Trödelbuden in Commission zu haben; die

ganze Portion in 17 Bänden kostet $5\frac{1}{2}$ Rtl.; halbe Portionen ohne die Reisebeschreibung $2\frac{2}{3}$ Rtl. Besondere Gebrauchszettel sind nicht nöthig, da man die Dosis nicht leicht zu stark nehmen kann, und es ist im Allgemeinen zu bemerken, daß eine magere Diät zu halten ist, und man sich mit gutem Nutzen nebenbei der Schriften der Herren Schwab und Eberhard, als Schweifstreifen der Mittel, bedienen kann.

Dienstentlassung.

In Erwägung

daß niemand sich mit Erfolg über das Zeitalter lustig machen kann, als wer auf der Höhe desselben steht;

daß es der Mathematik auf eine gefährliche Art vergolten werden könnte, wenn sie sich herausnimmt, über die Philosophie zu spotten;

daß in einem Zustande, wo gewisse Vorstellungen fix geworden, z. B. wenn jemand nach den Begebenheiten des jetzigen französischen Krieges immer noch nicht von der Schlacht bei Rossbach aufhören kann, keine wahrhaft neuen Einfälle mehr zu hoffen sind;

daß man von dem Satiriker und Epigrammatisten billig erwartet, sie werden die Schärfe ihrer Censur gegen sich selbst richten, und ihre unnützen Papierschnitzeln, statt sie in alle Taschenbücher und bis in den litterarischen Anzeiger ausfliegen zu lassen, an einen ganz andern Ort befördern;

daß endlich nichts trauriger an das Loos der menschlichen Dinge erinnert, als wenn ein halbwitziger Einfall, wegen Abgang der zum Versifiziren nöthigen Geschmeidigkeit, auf dem halben Wege zum Epigramm ermattet liegen bleibt:

ist, mit Anerkennung der vieljährigen geleisteten Dienste, und Beibehaltung aller Titel und Besoldungen der Witz des Hofrath Kästners gnädigst in einen ehrenvollen Ruhestand versetzt worden.

Merkwürdiger Scheintod.

Bekanntermassen war die *Berlinische Monatschrift* nach einer langwierigen Zehrung und Austrocknung aller Säfte, welche sich selbst auf das Gehirn erstreckte, fast unmerklich entschlummert. Alles war schon zur Beerdigung veranstaltet, die Leidtragenden, als die Herren *Viestor*, *Gedike*, *Nicolai*, hatten sich versammelt und waren eben beschäftigt, *Berlinische Blätter* auf den Sarg ihrer zärtlich geliebten Freundin zu streuen, als sie ganz unvorhoffter Weise Zeichen des Lebens gab, sich aufrichtete und ihre väterlichen *Verpfleger* wieder erkannte. Was noch mehr *Verwunderung* erregte, war, daß sie sogleich in denselben *Gesprächen* fortfuhr, unter denen sie verschieden war. Wie sie immer die *Aufklärung* darein gesetzt hatte, keine *Gespenster* zu glauben, beschäftigte sie sich vor allen Dingen mit *Untersuchung* einer vorgefallenen *Spukgeschichte*, lies *Winke* über den *Kryptokatholizismus* fallen, und äußerte viel *Berlinischen Patriotismus*, der sich immer auf *Zahlen*, *Mortalitäts-Listen* und dergl., bezog. *Franklins* moralischen *Küchenzettel*, nach welchem er wöchentlich *Eine Tugend* zur *Hauptschüssel* machte, die übrigen aber nur in *Affietten* servirte, erklärte sie für den *Gipfel* menschlicher *Weisheit*. Kurz sie lebte nicht nur, sondern es war auch völlig die alte wieder. Dieses merkwürdige *Beispiel* wird zur *Warnung* vor allzu schleuniger *Beerdigung* bey ähnlichen *Todesfällen*, die etwa bald bevorstehen möchten, bekannt gemacht. Zwar behaupten einige junge *Ärzte*, die vermuthlich dem *Brownischen System* anhängen und sich durch *Paradoxien* auszeichnen wollen, seltsamer Weise: es sey hier gar nicht von einem *Scheintode*, sondern vielmehr von einer *Scheinbelebung* die Rede.

Berichtigung.

Durch einen *Druckfehler* steht auf dem *Titel* eines der neuesten *Werke* von *Jean Paul*: *Palingenesen*. Es soll *Palilogien* heißen.

Personen, so gesucht werden.

Man wünscht einen Mann von gesetzten Jahren, der nie in seinem Leben einige Erwärmung von einem Werke des Genie's verspürt, überhaupt gegen alle Originalität eine innerliche Abneigung hegt, beyläufig einige Verse gemacht hat, auch bereit ist, den Eid auf die symbolischen Bücher der Korrektheit, als Vatteur von Kamler übersetzt u. s. w., abzulegen, und übrigens eine leserliche, fließende und weitläufige Hand schreibt, als Mitarbeiter der Bibliothek der schönen Künste und Wissenschaften gegen ein mäßiges Honorar zu engagiren. Anderweitige Emolumente bey der Stelle sind, daß er die Komödien und politischen Schriften des Buchhändlers und Magisters Dyck gratis erhält, auch auf Verlangen zum Leipziger Magister freirt werden soll.

Entdeckung.

Herr Fr. Nicolai hat lezthin in einer der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesenen Abhandlung, zur völligen Widerlegung des transzendentalen Idealismus, einen auf eigne Beobachtung gegründeten und also unumstößlichen Unterschied zwischen Erscheinungen und Dingen an sich erörtert. Verschwindet etwas, wenn man sich sechs Blutigel an den After setzen läßt, so ist es eine bloße Erscheinung; bleibt es, so ist es eine Realität oder, welches in seiner Sprache einerley gilt, ein Ding an sich. Ungeachtet nun der Akademist sich durch jenes Mittel von einem kranken Zustande, während dessen er allerley Phantasme vor sich herumwandeln sah, gründlich geheilt glaubte, so wollten doch einsichtsvolle Kenner bemerken, daß in der Abhandlung die eigne „lebhaftte Einbildungskraft“ des Verfassers herumspuke, die offenbar kein Ding an sich, auch keine Realität, nicht einmal eine rechtliche, ordentliche Erscheinung, sondern lediglich ein Phantasma sey. Man beschloß also, die Kur zu erneuern, und die Blutigel wurden sogleich noch einmal applizirt. Dies hatte den gewünschten Erfolg: der Pa-

zient erkannte nun, daß das, was er bisher für seine lebhafteste Einbildungskraft gehalten, bloße Hämorrhoiden gewesen; er gestand auch mit vieler Beschämung, daß seine neueren Schriften, worin er sich wie ein Blutigel an die Werke der vortrefflichsten Zeitgenossen, eines Göthe, Schiller, Kant, Fichte, Schelling, u. a. anzufaugen versucht, jedesmal aber kraftlos abgefallen, bloß aus einer mit dunklem Bewußtseyn verknüpften Nachahmung des Arzneymittels, welches ihm fehlte, entstanden seyn müßten, und bat, das Andenken dieser Krankheits-Symptome wo möglich auszulöschen. Die Akademie will dem Vernehmen nach das ihrige thun, um jene Schriften dem Auge des Publicums zu entziehen, und sie in dieser Absicht unter ihre eignen Mémoires aufzunehmen.

A n f r a g e.

Man wünscht belehrt zu werden, wie sich eine gelehrte Zeitung ohne alle Anonymität einrichten ließe. Es ist zwar nicht unbekannt, daß kürzlich bey einer solchen Anstalt die Nennung der Recensenten zum Gesetz gemacht worden; dies hat aber zur Folge gehabt (was man eben vermeiden möchte), daß plötzlich sowohl die recensirten Schriften als die darüber gesagten Dinge anonym wurden; die vielen anonymen Namen der Beurtheiler nicht einmal gerechnet.

Sachen, so zu verkaufen.

Bei der allgemeinen Revision einer Handlung ergibt es sich bisweilen, daß sehr gute Artikel von altem Schrot und Korn auf dem Lager geblieben sind, bloß deswegen, weil das belehrungsliebende Publikum nicht weiß, daß sie noch zu haben sind. Als einen Anhang zu seiner Handbibliothek macht Herr Fr. Nikolai hiemit bekannt: daß noch für junge Gelehrte eine ansehnliche Parthie von seinen überverdienstlichen Jahren zu haben ist, die er mit verhältnißmäßigen Portionen von seiner lebhaftesten Einbildungskraft und seinem Streben mit der Zeit fortzuschreiten, indem diese Artikel nicht getrennt werden dürfen, zusammen verkaufen will: alles aus Liebe zur deutschen Litteratur und besonderer Umstände wegen, auf kurze Zeit um einen sehr billigen Preis.

Buchhändler-Anzeige.

The last dying speech of a malefactor sentenced to death by the high court of philosophy, oder: Glaubwürdiger Bericht von der langen Verstocktheit und endlichen reuevollen Befehung des zum litterarischen Tode verurtheilten Nicolaus Saalbacher, nebst den beweglichen Reden, so er auf dem Wege zum Richtplatz geführt, ist in allen Buchhandlungen für 3 Kreuzer zu haben.

Neue Fabrik.

Der Prediger Schmidt zu Werneuchen hat die Kunst erfunden, aus den Fasern von Heidekraut, Disteln, Winsen, Mauerpfeffer u. dergl., einen etwas groben jedoch haltbaren Kattun zu verfertigen. Die Stempel der darauf gedruckten Muster sind ebenfalls von seiner Hand, sie stellen theils einheimische Blumen vor, die nicht nur nach der Zahl und Größe der Blätter, sondern mit allen Staubfäden und Pünktchen auf das genaueste abgebildet sind, theils ländliche Hausgeräthe, als Butterfässer, Kinderstühlchen, Bierkrüge. Auf einigen größeren zu Bettvorhängen bestimmten Mustern sind die romantischen Gegenden um Werneuchen, Dörfer mit Kirchtürmen, Windmühlen, Sandberge u. s. w. angebracht. Bis jetzt hat er bloß Privatversuche gemacht, da er diese aber verschiednen gelehrten Gesellschaften vorgelegt und ihre Billigung erhalten, so ist er entschlossen, die Sache nunmehr ins Große zu treiben, und besonders Landpredigers-Töchter dazu anzulernen. Zur Belohnung hat er sich nur ein Privilegium auf zehn Jahre erbeten. Man hofft, es könne ein bedeutender Handelsartikel für die Mark Brandenburg werden.

Ankündigung.

Auf dem nicht vorhandenen National-Theater der nicht vorhandenen Hauptstadt der nicht vorhandenen deutschen Nation wird bey der Eröffnung aufgeführt:

Rokebue in England,
oder
die Auferweckung der schlummernden Platzheit,
eine weinerliche Posse in fünf Aufzügen, nebst einem Prolog
gesprochen
von
W. Shakspeare.

— — O Hamlet, welch ein Abfall!
Von mir, deß Liebe von der Rechttheit war,
Daß Hand in Hand sie mit dem Schwure ging,
Den ich bey der Vermählung that, erniedert
Zu einem Sünder, von Natur durchaus
Aemissetig gegen mich!
Alein wie Tugend nie sich reizen läßt,
Buhlt Unzucht auch um sie in Himmelsbildung;
So Lust, gepaart mit einem lichten Engel,
Wird dennoch eines Götterbettes satt
Und hascht nach Wegwurf. —

Als Nachspiel:

Der Deutsche Jakobinismus,
oder
Abbe Barruel im Tollhause.

Citatio edictalis.

Nachdem über die Poesie des Hofrath und Comes Palatinus
Caesareus Wieland in Weimar, auf Ansuchen der Herren Lu-
cian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Ha-
milton und vieler andern Autoren Concurfus Creditorum eröff-
net, auch in der Masse mehreres verdächtige und dem Anschein
nach dem Horatius, Ariosto, Cervantes und Shakspeare zuste-
hendes Eigenthum sich vorgefunden; als wird jeder, der ähnliche
Ansprüche titulo legitimo machen kann, hiedurch vorgeladen,
sich binnen Sächsischer Frist zu melden, hernachmals aber zu
schweigen.
